

LMU

LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN

FAKULTÄT FÜR KULTURWISSENSCHAFTEN
INSTITUT FÜR ETHNOLOGIE



STUDIEN AUS DEM MÜNCHNER INSTITUT FÜR ETHNOLOGIE, Band 14
WORKING PAPERS IN SOCIAL AND CULTURAL ANTHROPOLOGY, LMU MUNICH, Vol. 14
Herausgeber: Evelyne Dürr, Frank Heidemann, Thomas Reinhardt, Martin Sökefeld

NIKOLAUS HEINZER

JAGD IN EINEM BÜNDNER BERGDORF
VON MENSCHEN, NICHT-MENSCHEN UND
NATUREN

MÜNCHEN 2015

ISBN 978-3-945254-08-0

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort: Wie ich zum „Munggametzg“ wurde.....	1
1. Jagd in einem Bündner Bergdorf - eine Ethnographie der Naturen	5
2. Von Akteuren, Netzwerken und multispezifischen Landschaften	12
3. Bündner Hochjagd im Kontext	16
4. Von den Naturen	21
4.1. Natur, Identität, Heimat: Heimat-Natur und Wilde Natur.....	21
4.2. Jagdfolklore und die Wilde Natur	24
4.3. Natur als Ressource, JägerInnen als VerwalterInnen.....	27
4.4. Jagd als Hobby im Abenteuerspielplatz Natur	36
5. Vom Umgang mit Naturen	42
6. Von der Natur der Jagd: Verhältnisse zwischen Menschen und Nicht-Menschen.....	50
6.1. JägerInnen, Beutetiere und die Landschaft	52
6.2. Grenzübergänge	56
6.3. Identifikationen zwischen Menschen und Nicht-Menschen	58
7. Schlussbetrachtungen	62
Literaturverzeichnis.....	65
Internetquellen	66

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1 (Murmeltierfett).....	S. 2
Abbildung 2 (Menschliche und nicht-menschliche Akteure).....	S. 13
Abbildung 3 („Krönler“).....	S. 26
Abbildung 4 (Altersfeststellung).....	S. 33
Abbildung 5 (Held oder Verwalter?).....	S. 35
Abbildung 6 (Gamsbock im Kofferraum).....	S. 36
Abbildung 7 (Ausgefallener Aufbewahrungsort für Munition).....	S. 40
Abbildung 8 (Stubenbewohner).....	S. 57

Alle Fotos stammen vom Autor, mit Ausnahme von Abbildung 3 links. Dieses Foto stammt von der Frau eines Partizipanten.

VORWORT: WIE ICH ZUM „MUNGGAMETZG“ WURDE

Es ist ein sonniger Nachmittag Anfang September 2013. Gemeinsam mit einem meiner Forschungsteilnehmenden, vierzig Jahre alt, Bauer und Jäger, liege ich bäuchlings im Gras und fixiere durch das Fernglas ein Murmeltier. Es steht etwa knapp fünfzig Meter von uns entfernt auf seinen Hinterläufen vor dem Eingang seines Baus und beobachtet die Umgebung. Es sieht uns nicht. Ich halte die Luft an. Auf einmal knallt es ohrenbetäubend in mein linkes Ohr, gleichzeitig schießt mir Pulvergeruch in die Nase und im selben Moment sehe ich, wie der Kopf mitsamt dem Körper des Murmeltiers nach hinten gerissen wird und hinter einem Grasbüschel verschwindet. Ich setze das Fernglas ab. In meinen Ohren ein hohes Piepsen, auf meiner Zunge der Geschmack von Schwarzpulver. Mein Herz rast. Wir stehen auf. Noch immer ist das Murmeltier außerhalb meines Blickfeldes. Ich bin wie betäubt, als wir auf die Stelle zulaufen, an der es eben noch stand. Endlich erblicke ich es: es liegt tot im Gras und rührt sich nicht. Zwei kleine Blutrinsale, eins unter jedem Ohr. Sie sind kaum zu sehen. Ein sauberer Schuss. Unbewusste Erleichterung. Das Murmeltier wurde für mich geschossen. Einem Impuls folgend und auf ein stummes Nicken des Jägers hin greife ich, noch immer wie betäubt, den toten Körper auf. Ich bin überrascht über die Wärme, die er durch das weiche Fell hindurch in meine klamme Hand ausstrahlt. Der Jäger hält mir die leere Patronenhülse hin. „Die ist für dich.“ Verwirrt nehme ich das Geschenk an. Meine Schockstarre weicht langsam wilden, vom Adrenalin angetriebenen, rasch aufeinander folgenden Herzstößen. Etwas widerwillig, doch eigentlich immer noch willenlos posiere ich mit dem toten Murmeltier in einer Hand, dem Gewehr des Jägers in der anderen, die Sonne im Gesicht und eine pittoreske Bergkulisse im Rücken, vor der Kamera: „Das kannst du deinen Freunden zeigen.“ Mein Herz rast immer noch, als wir zur Jagdhütte zurücklaufen. Das Murmeltier wiegt immer schwerer in meiner rechten Hand. Kaum zu glauben, wie schwer dreieinhalb Kilo sein können! Einer der Jagd-Kollegen kommt gerade aus dem Toilettenhäuschen, als wir die Hütte erreichen. Er lächelt mich wortlos an, als ich mich mit „meiner“ Beute an den Tisch setze. Wir trinken ein kühles Fläschchen Bier. Langsam komme ich wieder in der hiesigen Welt an. Aber nur langsam. Wir sprechen wenig und trinken das Bier in langsamen Schlucken. Nach einer Weile gehen wir zu einem kleinen Bach hinunter, um das Murmeltier auszunehmen. Wieder erscheint es mir unglaublich schwer, als ich es an den Hinterläufen und etwas von mir weg haltend, den Hang hinunter trage. „So, jetzt nimmst du es aus.“ Die harten Herzschläge mischen sich mit einem mulmigen Gefühl im Magen und einer großen Neugier zugleich, als ich das Messer am schutzlosen Bauch des Murmeltiers ansetze. Es kostet mich enorme Überwindung, das warme, weiche Fell des Murmeltiers zu packen und die dicke, feste Haut mit der Messerspitze zu durchstechen. Unweigerlich muss ich an meinen Hund denken. Ich brauche mehrere Anläufe, bis ich es endlich schaffe. Und dann, was für ein Gefühl! Wie mit einem Pinsel, fast zärtlich, streiche ich mit der Messerschneide über eine Haut, die zäh und fest ist, und gleichzeitig bei jedem Schnitt eine Schicht dünner und durchsichtiger wird. Wie Butter, die unter dem Messer dahin schmilzt. Ich wiederhole die streichende Bewegung bis das Murmeltier vom Brustkorb bis zum unteren Bauchbereich geöffnet ist. Der Geruch haut mich fast um. Die Fülle und die Wärme eines Murmeltiergedärms haben nichts, aber auch gar nichts, mit der kalten Nässe eines Fisches zu tun! Mit hochgekrempelten Ärmeln und mühsam unterdrücktem Bewusstsein mache ich mich daran, die einfachen und

präzisen Anweisungen des Jägers zu befolgen. Ich trenne Leber und Nieren von Herz, Lungen, Därmen und Eingeweide. Der Darm geht bis zum Anus, den ich mit herausschneide. Eine weiße, gallertartige Substanz bedeckt alles, was im Murmeltier drin ist. Das Murmeltierfett. Es ist ein kostbares Gut, also streichen wir es mit der bloßen Hand von allen Organen ab und legen es vorsichtig auf einen sauberen Stein. Dann waschen wir das Murmeltier im sprudelnden Wasser des klaren Bergbaches aus. Auch Leber und Nieren werden fein gesäubert. Ich werde sie später mitnehmen und kochen. Der Rest wird am Bachrand liegengelassen. Für die Füchse und die Raben. Das Murmeltierfett geht zurück, wo es herkommt: in den taschenförmigen Hohlraum, den der ausgeweidete Brustkorb des Murmeltiers formt. Der Jäger bindet die Hinterläufe zusammen und übergibt mir das ausgenommene Tier. Eine eigenartige Tragetasche. Das perfekte Transportmittel für das Fett.



Abbildung 1: Das Murmeltierfett wird im ausgeweideten Brustkorb des Murmeltiers aufbewahrt.

Mit insgesamt drei solcher Bündel im Rucksack trete ich die Fahrt ins Tal hinab an. Der Rucksack wiegt schwer, als ich mich mit dem Moped in die engen Kurven der steil abwärts führenden Alp-Straße lege. Zu Hause angekommen hänge ich die Murmeltiere im Schuppen an einem Nagel an der Wand auf. Ihr Fell ist noch ganz nass vom Wasser des Bachs. Ich passe auf, dass kein Fett aus den Brustkästen herauftropft und lege Zeitungspapier auf dem Boden aus. Ein paar Blutropfen hinterlassen rote, kreisrunde Flecken darauf. Als ich später oben in der Stube alleine zu Abend esse, wird mir zum ersten Mal bewusst, dass da drei tote Tiere unten in meinem Schuppen hängen. Zum ersten Mal verspüre ich einen Anflug von Trauer.

...

Am nächsten Morgen finde ich mich mit meinen drei Murmeltieren bei einem ehemaligen Jäger und Koch ein. Er wird mir zeigen, wie man die Tiere häutet, die Fettdrüsen herauslöst und das Fleisch zerteilt. Ich werde einen ganzen Tag damit beschäftigt sein, ihm beim ersten Murmeltier zuzuschauen, beim zweiten zu assistieren und das letzte Murmeltier schließlich ganz alleine zu zerlegen. Ich werde lernen, dass man eigentlich nicht viel falsch machen kann, abgesehen von den Fettdrüsen unter den Achseln und dem sogenannten „weißen Knollen“ im Kniegelenk. Die muss man minutiös aus dem Fleisch herausarbeiten, um den Geschmack nicht zu verderben. Wenn auch nur ein winzig kleines Stück Fett im Fleisch zurückbleibt, hat man die ganze Arbeit umsonst gemacht. Ich werde das Fett in einen separaten

Eimer werfen, das in Stücke zerlegte Fleisch vorkochen, Fettüberbleibsel und Haare aus dem Topf absieben. Ich werde eine Unzahl an Plastikhandschuhen verbrauchen und mir ebenso häufig Murmeltierfett unter den Fingernägeln hervor kratzen. Ich werde vom Einschuss zerklüftes, mit geronnenem Blut versetztes und dadurch für den Verzehr ungeeignetes Fleisch großräumig abtrennen. Das erste Murmeltier wird sogleich vom Chef persönlich zubereitet werden, damit ich alles „von A bis Z“ lerne. Nachdem das zweite Murmeltier erfolgreich zerlegt worden ist, wird es das erste mit selbstgemachten „Spätzli“ zum Mittagessen geben. Es wird köstlich schmecken. Nachdem auch das letzte Murmeltier nach langer, mühsamer Arbeit endlich zerkleinert, abgekocht und eingeschweißt sein wird, werde ich zuletzt hinters Haus gehen, ein Loch in die Erde schaufeln und mit stillem Bedauern drei Murmeltierfelle, mitsamt samtweichen Pfötchen und unverhältnismäßig schwerem Kopf darin begraben. Die Grasscholle wird zurück auf das Loch gesetzt werden, damit sie wieder gut anwächst.

Am Abend komme ich zuhause an und bin völlig fertig. Mein Rücken schmerzt, mein Kopf brummt. Doch ich bin glücklich. Im Kühlschrank drei eingeschweißte Portionen Murmeltierfleisch für jeweils zehn Personen. Meine Hände werden noch tagelang nach Murmeltierfett stinken.

...

Ein paar Tage später, Freitagabend. Es gibt Musik in der Dorfkneipe. Vier blutjunge Mädels aus dem Nachbardorf in schwarzen Hosen, goldbeschlagenen Appenzellergürteln und den typischen hellblauen Edelweißhemden spielen einen Ländler nach dem anderen auf. Das halbe Dorf ist da, viele meiner Partizipanten, viele Gesichter, die seit neuestem vertraut sind. Es ist rammelvoll. Ein Tisch ist von der männlichen Jugend des Nachbardorfes beschlagnahmt worden, den Groupies der Musikantinnen. Ich sitze zusammen mit einer Bekannten, die zu Besuch da ist, gemeinsam mit einigen Jägern und ihren Frauen in die letzte Ecke gequetscht an einem Tisch, von dem aus man der Kontrabassistin von hinten über die Schulter schauen kann. Ich unterhalte mich äußerst angeregt mit unseren Tischnachbarn und mache über den Abend verteilt die Runde durch die Kneipe. An jeden Tisch setze ich mich und bleibe eine Weile. Zum ersten Mal schaue ich in der Dorfkneipe offen in Gesichter, die mir vertraut sind und meinen Blick ebenso offen erwidern, auf Münder, die lächeln und lachen und mich den „Munggametzg“ nennen – den Murmeltiermetzger. Man weiß schon von meinen Murmeltieren. Und man sieht mich auf einmal mit anderen Augen. Auf einmal lösen sich Mauern und Missverständnisse in Luft auf. Man hat gemerkt, dass ich gar keiner von diesen „Grünen“, den Tierschützern und Jagdgegnern, bin. Auf einmal bekomme ich von den eingefleischtesten Jägern unerwartet Einladungen angeboten, sie zur Jagd zu begleiten. An diesem Abend erfahre ich, wie wichtig den Leuten die Jagd wirklich ist und was sie ihnen bedeutet. Und wie sehr sie es zu schätzen wissen, dass mich das interessiert. An diesem Abend öffnen mir die Leute ein Stück weit ihr Herz und ich erhasche einen Blick auf die Seele des Dorfs. Ich habe zum ersten Mal nach über zwanzig Jahren das Gefühl, dass ich angekommen bin.

–

Diese Erlebnisse rund um die Murmeltierjagd und den Abend in jener Dorfkneipe sind nicht nur für mein persönliches Leben von großer Bedeutung, sondern auch einer der wichtigsten Schlüsselmomente meiner Feldforschung (sozusagen die Feuertaufe), die ich im Spätsommer 2013 in einem kleinen Bündner Bergdorf zum Thema Jagd durchgeführt habe. Ich habe diese Geschehnisse hier nicht in erster Linie deshalb geschildert, weil sie für mich persönlich wichtig sind, sondern weil in ihnen meines Erachtens eine Vielzahl von Aspekten meiner Feldfor-

schung zusammenkommen, die für diese Arbeit wichtig sind. Es handelt sich gewissermaßen um ein Konzentrat wichtiger Elemente dieser Arbeit. Mehr nur als eine reine Anekdote oder ein Einstiegs-Schmankerl, soll diese Sequenz als allzeit griffbereites Anschauungsbeispiel und als Gedanken- und Gefühlsstütze dienen, die von Autor und LeserIn wie ein Modell im Laufe der Arbeit immer wieder hervor geholt werden kann, um sich bestimmte Argumente oder Gedanken zu veranschaulichen. Ich werde in dieser Arbeit auch selber zum Teil auf diese Ereignisse zurückkommen, um gewisse Dinge deutlich zu machen. Eine weitere Idee hinter dieser Eingangssequenz ist, meinen theoretischen Grundlagen entsprechend versuchen zu zeigen, welche zentrale Rolle nicht-menschliche Akteure wie zum Beispiel Murmeltiere in dieser Forschung spielen und in welchem intensiven Ausmaß sie mit anderen, menschlichen Akteuren interagieren, indem sie auf diese wirken und etwas mit und aus ihnen machen. Außerdem soll dadurch auch noch einmal deutlich gemacht werden, dass die Analyse, welche dieser Arbeit zugrunde liegt, aus meiner persönlichen Perspektive heraus entstand und nicht den Status der absoluten Objektivität für sich in Anspruch nimmt.

Erfahrungen, vor allem emotionale und körperliche, durch Texte gefühlsmäßig nachvollziehbar an andere weiterzuvermitteln ist schwer. Haptische, sinnliche sowie affektive Ebenen von empirischen sozialen Phänomenen, wie die Jagd eines ist, lassen sich nur schwer mit Worten und Gedanken fassen. Sie sind aber ein zentraler Aspekt dieser Phänomene und unseres Lebens. Daher bin ich auch überzeugt davon, dass es wichtig ist, zu versuchen, sie zu vermitteln. Vor allem, wenn man eine ethnologische Arbeit zum Thema Jagd schreibt, in der es um den Übergang zwischen Leben und Tod, um das Verhältnis des Menschen zu Tieren, Pflanzen, dem Wetter und anderen nicht-menschlichen Akteuren geht. Dieser Einstieg ist daher ein Versuch, es LeserInnen, die genau so wenig oder noch weniger Ahnung haben von der Jagd, wie es bei mir der Fall war, zu ermöglichen und zu ermutigen, sich in diese Welt hineinzusetzen. Falls dies auch nur ansatzweise gelungen ist, hat sich dieses Vorwort schon gelohnt.

1. JAGD IN EINEM BÜNDNER BERGDORF - EINE ETHNOGRAPHIE DER NATUREN

Die vorliegende Arbeit baut auf der Auswertung des empirischen Materials auf, welches ich im August und September 2013 im Rahmen der zweimonatigen Feldforschung in einem kleinen Walserort in den Bündner Alpen erhob, in deren Rahmen ich über die Jagd forschte und unter anderem zum „Munggametzg“ wurde. Meine Fragestellung richtete sich bei der Forschung ursprünglich auf das jagdspezifische Wissen, dessen Fluktuation zwischen den unterschiedlich erfahrenen JägerInnen¹ und den Einfluss des angeeigneten Wissens auf die Rolle und Identität der unerfahrenen, lernenden Mitglieder der Jägerschaft.

Während der Forschung als Unterfrage angedacht, beschäftigte mich unter anderem der Bezug der JägerInnen zu dem, was weitläufig als „Natur“ bezeichnet wird – Tiere, Landschaft, Wetter, die eigenen Instinkte und so weiter. Diesen Bezug zur „Natur“ verstand ich als einen großen Teil des jagdspezifischen Wissens, das mich interessierte. Im Feld entwickelte sich diese Frage mehr und mehr zum Hauptthema meiner Forschung. Mich faszinierte die Feststellung, dass die Jäger, mit denen ich forschte, nicht nur untereinander unterschiedliche Bezüge zur „Natur“ hatten, sondern dass auch ein und derselbe Jäger je nach Situation von einer ganz anderen „Natur“ sprach und ausging. Diese Unterschiede erschienen zum Teil so eklatant, dass mich das Thema des Bezugs und des Umgangs der JägerInnen mit der „Natur“, oder genauer gesagt die Schaffung und Umsetzung unterschiedlicher Naturen nicht mehr los ließen.²

Diese Arbeit soll eine etwas andere Ethnographie der Jagd in einem Bündner Bergdorf liefern. Ihr Aufhänger, beziehungsweise das Gefährt, das sozusagen auf dieser Fahrt bestiegen wird, um das Phänomen Jagd zu erkunden, ist eine Reihe verschiedener im Rahmen der Jagd realisierter Naturen und das in ihnen enthaltene komplexe Verhältnis zwischen Menschen und Nicht-Menschen. Natürlich ist diese Annäherung an das Phänomen Jagd nur eine von mehreren Möglichkeiten, sich mit dem Thema zu befassen. Die intensiven Auseinandersetzungen zwischen Menschen und („natürlichen“) Nicht-Menschen, welche einen wesentlichen Bestandteil des Phänomens Jagd ausmachen, legen diese Wahl jedoch sehr nahe. Durch das Verfolgen der Spuren dieser Naturen, soll ein komplexes Bild der Jagd gezeichnet werden, zu dessen Gestaltung unterschiedlichste Akteure in unterschiedlichsten Konstellationen mit beitragen. Weit weg von reduktionistischer Schwarz-Weiß-Malerei soll dadurch ein tiefgründiges Verständnis der flimmernden Welt der JägerInnen erlangt werden. Neben der Vermittlung empirischer Daten über die Jagd soll auf die vielfältigen Möglichkeiten einiger theoretischer Ansätze der sogenannten „Ontologischen Wende“, allen voran die Akteur-Netzwerk-Theorie, für die Ethnologie hingewiesen werden.

Diese Arbeit widmet sich konkret den folgenden Fragen: *Wie werden im Rahmen der Jagd in einem Bündner Bergdorf unterschiedliche Naturen realisiert und wie sehen diese genau aus?*

¹ Ich benutze hier den Begriff „JägerIn“, obwohl meine jagenden Partizipanten allesamt Männer waren. Zu meinem Umgang mit dem *gender*-Aspekt äußere ich mich weiter unten noch ausführlicher.

² Einigen LeserInnen mag der Begriff Naturen seltsam und konstruiert vorkommen. Ich halte die Idee einer einzigen „Natur“ allerdings für noch viel konstruierter, weswegen ich die Anführungszeichen nie bei der Mehrzahl, sondern immer nur bei der generalisierenden Einzahl verwende, wenn „die Natur“ an sich und nicht eine der vielen Naturen gemeint ist, die im Verlauf dieser Arbeit vorgestellt werden sollen.

Wie stehen die Naturen zueinander, welche Form der Beziehung zwischen Menschen und Nicht-Menschen weisen sie auf und was können sie uns über die Jagd sagen? Auf meinen anti-essentialistischen theoretischen Grundlagen aufbauend werde ich im Verlauf der Arbeit versuchen zu zeigen, dass und wie unterschiedliche Naturen im Rahmen der Jagd durch unterschiedlichste Akteure evoziert, reproduziert und zum Teil mit strategischen Hintergedanken miteinander kombiniert werden. Erst durch das Zusammenspiel all dieser Naturen kommt es zur Manifestation des Phänomens Jagd. Trotz ihrer Unterschiede haben die verschiedenen Naturen viele Berührungspunkte und gleichen sich darin, dass sie alle eine grundsätzlich durchlässige und flexible Grenze zwischen Menschen und Nicht-Menschen aufweisen. Genau dieses ganz besondere ambivalente Verhältnis zwischen Menschen und Nicht-Menschen macht die Jagd meiner Meinung nach aus. Vor allem die hochkomplexe Beziehung zwischen den menschlichen JägerInnen und ihren nicht-menschlichen Beutetieren (aber auch ihrer landschaftlichen Umgebung) soll in dieser Arbeit daher unter einer spezifischen Linse untersucht werden, welche die strikte ontologische Trennung von Natur und Kultur und damit eine eindeutige, unilineare Beziehung zwischen menschlichem Subjekt und nicht-menschlichem Objekt ablehnt. Ein Hauptziel wird sein, zu zeigen, dass die Interaktionen und Beziehungen zwischen Menschen und Nicht-Menschen, insbesondere Tieren, eine große qualitative Bandbreite aufweisen – sie reichen von affektiver Intimität bis zum Tod – und über Grenzen hinweg verlaufen, die in gewissen Momenten verschwimmen, aufgeweicht und zum Teil gänzlich aufgehoben werden.

Zur Struktur dieser Arbeit: Nach der theoretischen Verortung meiner Grundannahmen und der Fragestellung in Kapitel II möchte ich im darauffolgenden Kapitel auf eine Entdeckungsreise durch die vielfältige Welt der Jagd in besagtem Bündner Bergdorf einladen. Dabei soll anhand der unterschiedlichen Naturen nach und nach einen Überblick über die Welt der Jagd gegeben und später das Verhältnis und Zusammenspiel der Naturen näher betrachtet werden. Kapitel IV widmet sich vertieft den Beziehungen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren, insbesondere zwischen den JägerInnen und dem Wild, und befasst sich abschließend mit der Analyse der interspezifischen Grenzen. In den Schlussbetrachtungen möchte ich neben einer Zusammenfassung auch einen kurzen Ausblick über die möglichen Weiterführungen und Anwendungsmöglichkeiten der Ergebnisse dieser Arbeit geben. Zuallererst möchte ich nun allerdings noch meinen persönlichen Zugang zum Feld schildern und eine Reflexion meiner methodologischen Herangehensweise vornehmen.

Als sich im Laufe meines Studiums die Frage nach dem Thema meiner Feldforschung stellte, fand ich ziemlich schnell heraus, dass mir persönliches Interesse und Vertrautheit und damit verbunden ein empathischer Zugang wichtig waren. Obwohl mein regionales Interesse seit jeher auch den verschiedenen lateinamerikanischen Regionen galt, wurde mir relativ bald klar, dass ich meine Forschung in Europa und in vertrauten Gefilden durchführen wollte. Der Reiz des Unbekannten und Exotischen, dem auch ich durchaus erliege, wurde einerseits durch pragmatische (das heißt, finanzielle aber auch organisatorische) Überlegungen und andererseits durch das Verlangen verdrängt, etwas untersuchend zu verstehen, von dem ich mich selbst als Teil sehe oder zu dem ich zumindest eine enge Verbindung habe. Ich erwartete mir davon – und tue dies nach wie vor – einen tiefgründigeren Zugang und eine subtilere Auseinandersetzung mit dem Thema. Natürlich ist mir bewusst, dass man in der Ethnologie auch genau umgekehrt argumentieren und für das Nichtvorhandensein eines persönlich nahen Bezugs zum Forschungsthema plädieren kann. Ich denke jedoch, dass meine Entscheidung in dem Sinne legitim ist, dass sie jeder Ethnologe und jede Ethnologin selber fällen

muss. Und ich habe es so getan, wie ich es unter Berücksichtigung dessen, was ich bisher im Studium gelernt habe, für richtig gehalten und gefühlt habe. Auch ich bin von einer gewissen Distanz überzeugt, die zwischen Forscher und Objekt bestehen muss. Doch das Vorwissen und meine bereits bestehenden Vorkenntnisse und Annahmen werte ich als meine eigene, spezifische Perspektive und Sicht- und Herangehensweise an das Forschungsthema – und außerdem als gewaltige Hilfe zum Verständnis des Themas. Dass ich zum Beispiel den im Dorf gesprochenen Dialekt verstehe und einigermaßen spreche, war sicher alles andere als ein Hindernis. Die Idee eines objektivierten Blicks auf ein objektiv wahrgenommenes Objekt gehört meines Erachtens in die Vergangenheit der Ethnologie. Kein Blick ist objektiv. Man hat immer Vorkenntnisse und Annahmen und bestimmte Einschränkungen. Wenn diese bewusst gemacht, offen gelegt und reflektiert werden, stellen sie meiner Meinung nach eine Bereicherung, mitunter sogar den möglichen Kern zeitgemäßer ethnologischer Forschung dar.

Nachdem klar war, dass ich gerne im Alpenraum forschen wollte, fiel die Entscheidung, dies in dem Dorf zu tun, das ich schon seit über zwanzig Jahren als Feriengast kenne, ziemlich schnell. Nachdem ich mein ursprüngliches Thema „Volksmusik und Berge“ aufgrund der relativen Irrelevanz von Musik in diesem Dorf verworfen hatte, drängte sich die Jagd als eines der wichtigsten Ereignisse im Dorf geradezu auf. Das Ferienhaus meiner Eltern als Niederlassung, meine bestehenden Kontakte zu einigen Einheimischen, die allgemeine Vertrautheit mit diesem Ort – seinen Leuten, seiner Landschaft, seiner Sprache, seinen Themen – und andererseits mein persönliches Interesse am Umgang mit Wildtieren und -Pflanzen (ich selber liebe Pilzesammeln und Angeln) machten dieses Setting zur perfekten Option für eine Feldforschung, wie ich sie mir vorstelle. Natürlich machte ich mir viele Gedanken über mögliche Nachteile dieser Herangehensweise. An erster Stelle fürchtete ich, dass eine allgemein mangelnde Distanz zum Forschungsort zu behindernden Vorannahmen führen könnten, die mir einen ‚naiven‘ und offenen Blick auf das Forschungsobjekt verstellen könnten – wie ‚naiv‘ diese Befürchtungen wiederum waren, zeigte sich schon während der Forschung selbst. Zu meiner großen Freude merkte ich nämlich ziemlich schnell, dass die Jagd trotz meiner allgemeinen Vertrautheit mit dem Ort ein nahezu weißer Fleck für mich war. Genau genommen hatte ich nicht viel mehr als einen Schimmer von ihr.

Dennoch war mein Blick auf Ort und Thema der Forschung (und damit auf die Menschen, Nicht-Menschen und Orte, die sie ausmachen) durch meine bisherigen biographischen Erfahrungen im Dorf und das spezifische Forschungssetting und meine Rolle(n) als Forscher, Lehrling und Mann während der Feldforschung speziell geprägt. In den letzten gut zwanzig Jahren, in denen ich zu jeder Jahreszeit Ferien im Dorf verbrachte, hat die Jagd immer einen starken Eindruck auf mich gemacht. Das Bild älterer Männer, die mit einer knorrigen Brissago-Zigarre im Mund und dem „Spiegel“ (der „Spiegel“ ist das Wort im einheimischen Dialekt für das Fernglas – neben dem Gewehr das wichtigste Instrument und *das* Erkennungsmerkmal der einheimischen JägerInnen) vor den Augen abends auf der Terrasse der Gasthäuser sitzen, ist eines der prägendsten, wenn ich an das Dorf denke. Einen dieser alten Männer begleitete ich als Kind für zwei Wochen auf die Alp und hatte mit ihm meine ersten Erfahrungen mit dem Spiegel. Ich sollte ihn damals auch auf die Jagd begleiten, traute mich jedoch nicht. Meine Wahrnehmung des Dorfes ist zusätzlich auf die Jagd fokussiert, weil das Ferienhaus meiner Eltern, eine ehemalige Hotel-Dependance, von einem wohlhabendem Industriellen aus dem Schweizer „Unterland“, dem voralpinen Flachland der Schweiz, viele Jahre lang als Jagdhütte genutzt wurde. Er war für seine legendären Hirschkpfeffer-Gelage im

Dorf äußerst bekannt und wurde dort auch begraben. Das Haus berichtet von dieser Zeit. Hirschgeweihe, Gämskrickel und ein ausgestopfter Birkhahn prangen noch immer an den Wänden. Zwei alte Jagdgewehre leisteten ihnen einige Jahre Gesellschaft, bis sie heruntergenommen und auf dem Dachboden untergebracht wurden. In einer Ecke kann man erkennen, wie jemand mit dem Messer in die Wand zwei Daten in den dreißiger Jahren einritzte: das eines erlegten Hirsches im September und dasjenige des entsprechenden Hirschpfeffer-Essens, einige Monate später. Als Kinder wurden wir zudem während der Jagdzeit nur ungern alleine in den Wald gelassen, aus Angst, wir könnten mit einem Reh verwechselt werden. So ist die Jagd ein Element, das in meiner Wahrnehmung des Dorfes eine ganz zentrale Stelle einnimmt. Daher ist es alles andere als verwunderlich, dass ich sie zum Thema meiner Forschung gemacht habe.

Als Sohn einer städtischen, intellektuellen Familie, die ihre Ferien gerne und regelmäßig in ihrem Ferienhaus in den Bergen mit Wandern und Bergsteigen verbrachte, wurde ich in Bezug auf „die Natur“ auf ganz bestimmte Weise sozialisiert. In den Ferien lernte ich durch meinen sach(buch)kundigen Vater die alpine Flora und Fauna und das Pilzsammeln kennen, pflückte mit meiner Mutter und meiner Schwester nachmittagelang Heidelbeeren, brachte Froschleich mit nach Hause und beobachtete fasziniert, wie die Kaulquappen in den anschließenden Tagen in unserem Brunnen schlüpften, erst Hinter- und dann Vorderbeine bekamen, ihren Schwanz verloren und zu klitzekleinen Fröschen wurden, die ich nach und nach in den Wiesen und am Bach unterhalb des Hauses aussetzte. Aber auch der alte Jäger, den ich auf die Alp begleitete und die einheimischen Kinder, mit denen ich zwischen Kalkfindlingen und Heidekraut „Räuber und Gendarme“ spielte und im Wald geheime Verstecke baute, leisteten ihren Beitrag zu meiner Natursozialisation.

Ich erlebte die Bergwelt als Abenteuerspielplatz, bevölkert von einer Unzahl an schönen Pflanzen, geheimnisvollen Orten und wilden Tieren, die es zu suchen, zu finden, zu entdecken galt. Ich lernte eine ganz bestimmte Natur kennen und lieben, die sich von derjenigen einer Bäuerin oder eines Jägers, aber auch von der eines anderen Stadtkindes unterschied. Für mich waren die Berge da, um erklommen zu werden, die Sommerwiesen farbenfrohe Augenweiden voller Heuschrecken, die man fangen konnte, ein vom frischen Regen noch dampfender Wald eine Einladung zum Pilzesammeln, das sonnengetrocknete Heu der schönste Geruch der Welt. In der Alp, in der wir im Sommer abends immer unsere Milch holten, hatte ich sogar eine Lieblingskuh, die ich immer streichelte und umarmte. Diese Natur stand für mich im Gegensatz zu meiner alltäglichen Umwelt, der Stadt. Sie war für mich der Inbegriff von Ferien. Ein Ort, dessen absolute Schönheit stark durch die Vergänglichkeit charakterisiert war. Eine Schönheit, die man in komprimierter Form und intensiv aufnehmen muss, um auch ja kein bisschen davon zu verlieren. Eine idealisierte, durch äußere Umstände intensiviertere und stilisierte, aber für mich absolut reale Natur. Die Natur eines Feriengasts. Meine Natur. Diese Natur, die ich mit in die Forschung brachte, unterscheidet sich natürlich in vielem von den Naturen, die ich in der Jägerschaft beobachten konnte. In einigen Punkten gibt es aber auch durchaus Überschneidungen.

Mir hat die bewusste Reflexion „meiner“ Natur (und ihrer Entstehung) während der Feldforschung immer sehr geholfen. Als ich zum Beispiel einmal einen meiner Forschungsteilnehmenden auf die Jagd begleitete, trafen wir mehrmals auf Wanderer, oder „Kurgäste“, wie es der einheimische Jäger ausdrückte. Ich wurde von ihnen offensichtlich für einen Jäger oder zumindest einen Jagdlehrling gehalten und jedes Mal wurden wir nach unserem Jagderfolg gefragt, worauf mein Partizipant immer artig antwortete. Einige Wanderer erzählten uns von

Schneehühnern, die sie gesichtet hatten, um ihre Affinität zur Jagd zur Schau zu stellen, doch die Unterhaltungen beschränkten sich meist auf ein paar Floskeln. Man spürte, dass die Wanderer und der Jäger jeweils etwas Unterschiedliches im Sinn hatten. Diese Begegnungen waren für mich äußerst interessant, denn zum ersten Mal stand ich nicht auf der Seite der fremden Kurgäste, sondern auf der des einheimischen Jägers. Ich konnte mich zum ersten Mal in beide Perspektiven hineinversetzen und dabei fühlen, wie unterschiedlich die beiden Parteien in der „Natur“ unterwegs waren. Das brachte mich auf eine neue Weise dazu, über die unterschiedlichen Naturwahrnehmungen, welche in diesem Moment aufeinandertrafen, nachzudenken und sie besser zu verstehen. Sicherlich war es in dieser Situation hilfreich, dass ich durch meine eigenen Erfahrungen die Situation und Wahrnehmung der Touristen leicht erfassen und mit der meines jagenden Forschungsteilnehmenden vergleichen konnte. Die eben beschriebene Situation deutet schon darauf hin: während der Feldforschung beschäftigte mich immer wieder die Frage nach meiner Rolle als Forscher. Die Tatsache, dass ich einigen meiner Forschungsteilnehmenden zum Teil schon sehr lange als Feriengast bekannt war und mir umgekehrt der ganze Kontext vertraut war, führte zu einem gefühlten Widerspruch zur Rolle des distanzierten Forschers. Ich wollte auch als Ethnograph, als der ich nun mal dort war, nicht auf die Vertrautheit verzichten, die mich mit den Menschen und dem Ort verbanden. So war meine Herangehensweise an die Partizipanten und das ganze Feld von einem sehr persönlichen und vertrauten Charakter geprägt. Ohne jemals meinen offiziellen Status als Ethnograph zu vertuschen und meine Fragestellung aus den Augen und dem Sinn zu verlieren, ging ich sehr persönlich mit meinen Partizipanten um, gestaltete meine Interviews sehr offen, fast wie Gespräche, und verbrachte einen Großteil der Zeit im Feld mit Teilnehmender Beobachtung und vielen informellen Gesprächen. „Meine“ Natur und die Kenntnis des lokalen Dialekts brachten mich dem Feld sehr nahe. Dies hatte zur Folge, dass ich zeitweise fürchtete, in meinem Interesse und meiner Rolle missverstanden zu werden. Die allen EthnologInnen wohlbekannte Gefahr, dass der eigene Status als EthnologIn im Laufe einer Forschung in Vergessenheit gerät, sah ich in meinem Kontext besonders deutlich. Ich fürchtete aufgrund meiner persönlichen Herangehensweise und meines echten Interesses an der Jagd am Anfang, von den Forschungsteilnehmenden nicht als Ethnograph, sondern tatsächlich als Jagdlehrling angesehen und verstanden zu werden. Dem entgegnete ich teilweise damit, dass ich immer wieder auf meine ethnographische Arbeit aufmerksam machte. Andererseits merkte ich im Laufe des Aufenthalts, dass die Befürchtungen zum einen unbegründet waren und der Umgang der Forschungsteilnehmenden mit mir zum anderen zu einer interessanten Informationsquelle hinsichtlich der Frage nach dem jagdspezifischen Wissen und der Rolle der Jägerlehrlinge wurde. Gleichzeitig galt es auch einfach immer zu bedenken, dass ich selber durch meine Forschung zu einem Akteur innerhalb des Netzwerks der Jagd wurde und es mit beeinflusste.

Einen letzten Punkt möchte ich hier noch ausführlich besprechen: meine Rolle als Mann im Feld und die Rolle von Frauen im Rahmen der Jagd. Natürlich drängt sich bei einem traditionell als ur-männlich wahrgenommenen Phänomen wie der Jagd sofort die Frage nach *gender*-Rollen auf. Ich möchte daher unbedingt etwas über meinen Umgang mit dieser Frage sagen, das heißt auf meinen sehr männlichen *bias* hinweisen und ein Stück weit erklären, warum dieser so wichtige Aspekt der *gender*-Fragen im Rahmen der Jagd in meiner Arbeit nicht weiter vertreten ist. Wie ich bereits in einer Fußnote in der Einleitung erwähnt habe, benutze ich den Begriff „JägerIn“ – im Gegensatz zu „Jäger“ – obwohl ich im Rahmen meiner Feldforschung ausschließlich mit jagenden Männern direkten Kontakt hatte. Unter meinen

Partizipanten sind allerdings auch etliche Frauen vertreten, die ohne Zweifel als wichtige Akteurinnen im Feld der Jagd zu verstehen sind. Ehefrauen, Mütter, Schwestern, Töchter, Freundinnen, Wirtinnen tragen während der Jagdzeit die ganze Last des Haushalts und des Alltags und sind damit Mitglieder der Jägerschaft, welche den Jägern überhaupt erst ermöglichen, auf die Jagd zu gehen.

Auch sie legten zum Teil eine große Affinität zur Jagd an den Tag und interagierten intensiv mit den nicht-menschlichen Akteuren. Ich half der Frau eines Jägers dabei, erlegte Tiere zum Metzger zu transportieren oder redete mit der Schwester eines anderen Jägers, die ihren Bruder bei einer erfolgreichen Gamsjagd begleitet und anschließend einen besonders schönen „Bruch“³ angefertigt hatte. In einem Gespräch ließ sie mich auf sehr intensive Weise an ihren Emotionen während des Jagderlebnisses teilhaben. Es gibt in Graubünden auch eine stark wachsende Zahl an jagenden Frauen und ich habe über mehrere Ecken von einigen gehört oder gelesen (zum Beispiel das Interview mit einer der Jagdpionierinnen, Ursina Thomann, in der Regionalzeitung „büwo – Bündner Woche“ in der Ausgabe vom 13.08.13, S. 7-9, auch online unter www.buendnerwoche.ch). Zum Zeitpunkt meiner Forschung übte in dem Dorf jedoch keine einzige Frau aktiv die Jagd aus. Ich hatte ausschließlich mit männlichen Jägern zu tun. Nichtsdestotrotz werde ich in dieser Arbeit mehrheitlich von „JägerInnen“ und nicht „Jägern“ sprechen, es sei denn, die konkrete Aussage bezieht sich tatsächlich nur auf männliche Jäger, was vor allem immer dann der Fall ist, wenn es explizit um meine durchwegs männlichen jagenden Partizipanten geht.

Meine Perspektive ist daher doppelt männlich: ich selber bin ein Mann und die Akteure, die tatsächlich mit einem Gewehr in der Hand auf die Jagd gingen und mit denen ich zu tun hatte, waren Männer. Da ich mich in dieser Arbeit größtenteils an meine Interaktionen mit diesen Jägern und meine eigenen erhobenen Daten halte, male ich dabei auch ein tendenziell eher männliches Bild der Jagd. Natürlich gibt es weibliche Perspektiven auf die Jagd und natürlich ist die Jagd auch eine Frauenwelt. Die junge Ehefrau eines Jägers ließ in einem Gespräch durchaus kritisch durchblicken, dass die Jagdzeit für sie eher mit mehr als mit weniger Arbeit in Verbindung steht. Genauso wenig, wie es eine einzige Natur gibt, ist die Jagd eine festgeschriebene Entität. Ich kann in dieser Arbeit jedoch nur diejenigen Prozesse beschreiben, die ich unter Anbetracht meines Geschlechts und vor allem aber meines Forschungssettings und meiner Fragestellung erlebt, beobachtet und analysiert habe. Ich beziehe denn auch die weiblichen Akteure, denen ich begegnet bin, als wichtige Mitglieder der Jägerschaft mit ein und versuche dabei ihren individuellen Verhältnissen und Interaktionen mit nicht-menschlichen, „natürlichen“ Akteuren im Rahmen meiner Fragestellung gerecht zu werden. Die Frage, inwiefern sich die Beziehung von weiblichen Mitgliedern der Jägerschaft zu Tieren oder zu der Landschaft von der der männlichen Jäger rein aufgrund ihres Geschlechts unterscheidet, werde ich dabei nicht behandeln.

Der Fokus dieser Arbeit liegt primär auf den verschiedenen Naturen, verstanden als Interaktions-Kontexte für Menschen und Nicht-Menschen, und weniger auf den verschiedenen Jagden, die es aus unterschiedlichen *gender*-Perspektiven gibt. Das Geschlecht meiner Partizipanten wird daher nur eines unter vielen Kriterien sein, wenn es um die Untersuchung ihrer Interaktionen mit nicht-menschlichen Akteuren und die Reproduzierung bestimmter Natu-

³ Beim „Bruch“ handelt es sich um einen Fachbegriff aus der Jägersprache, welcher einen Tannenzweig oder ein Blumenbüschel bezeichnet, welches zu dekorativen Zwecken in das Maul eines erlegten Tiers gesteckt wird.

ren geht. Es wäre eine spannende und wichtige Arbeit, die Rolle der Frauen und ihre Perspektive auf die Jagd zu beleuchten. Aber es wäre eine andere Arbeit mit einem anderen Fokus. Der von mir trotz meiner durchwegs männlichen jagenden Forschungsteilnehmenden benutzte Begriff „JägerIn“ versucht nichtsdestotrotz, weibliche Jägerinnen und ihre spezifischen Praktiken, die existieren und performiert werden, über die ich aber keine Informationen sammeln konnte, und weibliche Perspektiven auf die Jagd nicht auszuschließen. Wenn in einem Satz Bezug auf meine männlichen jagenden Forschungsteilnehmenden genommen wird, benutze ich allerdings den Begriff „Jäger“. Das daraus resultierende begriffliche Flickwerk möge man mir verzeihen.

Die Welt, und damit sind Jagden und Naturen eingeschlossen, existiert nicht einfach. Sie wird. Auf unterschiedliche, zum Teil gegensätzliche Weise. Ausgeführt, *enacted*, realisiert, performiert, gemacht, reproduziert, genährt, gelebt, geschaffen, immer wieder aufs Neue. Wie ein Feuer, das man stetig mit neuen Ästen speist und am Laufen hält. Wenn ich also im Laufe dieser Arbeit eine eher männlich geprägte Welt zeichne, so hat das nicht mit einer *gender*-bezogenen Ignoranz oder Blindheit zu tun, oder mit der Unfähigkeit oder gar dem Unwillen, sich anderen Perspektiven gegenüber zu öffnen, sondern mit meinem ganz persönlichen Zugang und Beitrag zum Phänomen Jagd, meinem *bias* und mit meinem Satz an empirischen Erfahrungen, Daten und Informationen. Und nicht zuletzt auch mit meiner konkreten Fragestellung, die sich auf das Verhältnis von Menschen und Nicht-Menschen und die Realisierung von Naturen richtet. Meine Perspektive ist deshalb weder falsch, noch die einzig mögliche und wahre. Sie soll weder „die Natur“ noch „die Jagd“ erklären.⁴ Sie ist der Versuch, zumindest einen der unzähligen Prozesse greifbar zu machen, die das am laufen halten, was wir Wirklichkeit nennen.

⁴ Im Gegensatz zu den Naturen werde ich allerdings die Jagd im Singular und ohne Anführungszeichen benutzen. Um den multiplen Charakter der Jagd allerdings nicht zu vergessen, benutze ich des Öfteren Formulierungen wie „das Phänomen Jagd“ oder lasse den Artikel weg.

2. VON AKTEUREN, NETZWERKEN UND MULTISPEZIFISCHEN LANDSCHAFTEN

Wieso spreche ich hier eigentlich von mehreren Naturen? Wie kann das überhaupt sein? Gibt es nicht einfach nur eine Natur, „die Natur“? Diese Fragen spiegeln die von Bruno Latour als typisch „modern“ identifizierte Perspektive wider, der zufolge Natur und Kultur, Nicht-Menschen und Menschen, Objekte und Subjekte und alle weiteren auf der kartesischen Trennung von Körper und Geist aufbauenden Kategorien zugleich festgeschriebene und voneinander getrennte Entitäten oder Bereiche sind (Latour 2008). Der französische Philosoph, Soziologe und Ethnologe schlägt mit seiner Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) jedoch eine alternative Perspektive vor, mit der die empirische Welt weniger mit abgeschlossenen und statischen Entitäten beschrieben, sondern anhand von Prozessen, Aushandlungen und „Vermittlungen“ (Latour 2008: 79) zwischen unterschiedlichen Akteuren verstanden werden kann.⁵ Als Akteure werden dabei sowohl Menschen, Institutionen, Diskurse, Religionen und Politik, als auch Tiere, Pflanzen, Wetterphänomene, Maschinen, Dinge und naturwissenschaftliche Fakten anerkannt.⁶ Akteure können sich durch die netzwerkartige Interaktion und das Zusammenspiel mit anderen Akteuren immer wieder verändern und zu Hybriden werden (Latour 2008). Der ANT geht es darum, mit einer „symmetrischen Anthropologie“ (Latour 2008) menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren gleich viel Bedeutung und Handlungsträgerschaft zukommen zu lassen. Sie versucht damit, sich sowohl von einem sozialkonstruktivistischen als auch einem materialistischen Extremismus zu befreien und sich stattdessen der gegenseitigen Beeinflussung von „Technik, [...] Natur und [dem] Soziale[n]“ zu widmen (Ruffing 2009: 29). Die Idee der Intentionalität, welche den „modernen“ Subjekt/Objekt-Dualismus trägt und verschärft, wird in diesem Ansatz durch ein netzwerkartiges, relationales und interaktives Verständnis von Handlung und durch Konzepte wie „Räumlichkeit“, „Multiplizität“ und „Performativität“ ersetzt (Sørensen 2012). Ereignisse vollziehen sich nicht aufgrund von linearen kausalen Zusammenhängen und Intentionalität, sondern durch das gemeinsame Wirken von Menschen, Tieren, Pflanzen, Dingen und so weiter. Natur und Kultur und alle anderen Entitäten, werden in der ANT also als ständig in ihrer Entstehung begriffene Phänomene verstanden, die sich durch unterschiedliche Ergebnisse der Aushandlungen zwischen den Akteuren auch verändern oder multiple Identitäten haben können.

⁵Zur ANT siehe Latour 2008, 2006 und 2010, Ruffing 2009, Sørensen 2012 und Mathar 2012.

⁶Im Gegensatz zu Latour, der in seinem Werk „Wir sind nie modern gewesen“ zwischen menschlichen Akteuren und nicht-menschlichen Aktanten unterscheidet, halte ich mich jedoch nicht an diese Trennung, da sie meines Erachtens den Graben zwischen Menschen und Nicht-Menschen, der hier tendenziell hinterfragt werden soll, zu sehr in den Mittelpunkt rückt. Ich wende den Begriff „Akteur“ daher sowohl für menschliche als auch nicht-menschliche Handlungsmächte an.



Abbildung 2: Neuschnee und dicker Nebel gestalten die Jagd als Akteure ebenso mit wie Menschen, Tiere oder optische Geräte.

Im Einklang mit der ANT distanziere ich mich in dieser Arbeit von typisch „modernen“ Ontologien, in denen Natur und Kultur strikt getrennt werden, von linearen kausalen Erklärungsmechanismen und sowohl von sozialkonstruktivistischen als auch von materialistischen Reduktionismen. Es handelt sich jedoch nicht um ein postmodernes, sondern wenn schon, um ein „nicht-modernes“ (Latour 2008: 65) Argument. Denn während „der Postmodernismus jede empirische Arbeit als Illusion und enttäuschenden Szientismus (Baudrillard 1994) [verwirft]“ (Latour 2008: 64) versuche ich hingegen, den Vorschlag einer „symmetrischen Anthropologie“ ernst zu nehmen und die Relationen zwischen Akteuren aus den verschiedensten Bereichen der empirischen Welt zum Mittelpunkt meiner Untersuchung zu machen. Beziehungen, Aushandlungen, Veränderungen, Prozesse und Netzwerke über die Grenze zwischen Natur und Kultur hinweg sind Kern meiner ontologischen Grundlagen. Ich gehe nicht einfach von unterschiedlich geprägten Perspektiven auf ein und dieselbe Welt „da draußen“ aus, sondern von mehreren Welten, die tagtäglich ausgehandelt und realisiert werden. Meine anti-essentialistische theoretische Herangehensweise ist damit der seit den frühen 1990er Jahren als solche bestehenden „Ontologischen Wende“ zuzuordnen.⁷

In dieser Arbeit *sind* Entitäten also nicht, sondern sie *werden*. Der durch Celia Lowe von Guattari und Deleuze entlehnte (nicht direkt aus der ANT stammende, doch in die selbe Richtung führende) Ansatz des *becoming* verkörpert diese für die Ethnologie durchaus hilfreiche und praktikable Sichtweise sehr gut: „The idea of becoming transfers types into events, objects into action.“ (Celia Lowe in Kirksey/Helmreich 2010: 546) Die Möglichkeit, jedes Phänomen als Ereignis und jedes Objekt als etwas Gemachtes zu sehen, macht der ethnologischen Forschung ein weites, äußerst fruchtbares Feld zugänglich. „Der Netzwerkbegriff beschreibt eine mögliche Räumlichkeit – ein Muster, das durch Verbindungen heterogener Entitäten gekennzeichnet ist.“ (Sørensen 2012: 334) Diese Muster sind erforschbar. So werde auch ich mich in dieser Arbeit der Jagd als einem aus netzwerkartigen Interaktionen und Verhandlungen zwischen Akteuren bestehenden Phänomen annähern, und mich dabei auf diejenigen Vermittlungen konzentrieren, welche zu unterschiedlichen Realisierungen dessen führen,

⁷ Für eine „Kritik der Kritik“ an der „Ontologischen Wende“ siehe Morten Axel Pedersen 2012: http://aotcpress.com/articles/common_nonsense/ (23.06.14)

was weithin als „Natur“ bezeichnet wird – eben den Naturen. Ich möchte dabei zeigen, dass und vor allem *wie* im Rahmen meines ethnographischen Kontextes der Jagd unterschiedliche Naturen durch zum Teil sehr unterschiedliche Akteure ausgehandelt, ausgeführt und kombiniert werden. Die Jagd *ist* nicht, sondern sie *wird*. Und auch die „Natur“ existiert nicht einfach als solche. Nein, unterschiedliche Naturen *werden* im Rahmen der Jagd durch Interaktionen, und zwar immer wieder aufs Neue. Sie gestalten die Jagd dabei maßgeblich. Der besonders interessanten und wichtigen Rolle, die gerade auch nicht-menschlichen Akteuren in diesen Netzwerken zukommt, möchte ich meine spezielle Aufmerksamkeit widmen.

Vor allem im späteren Verlauf der Arbeit werde ich mich außerdem zunehmend auf das berufen, was als *multispecies ethnography* bezeichnet wird (Kirksey und Helmreich 2010). Auch hier handelt es sich um einen „nicht-modernen“ Ansatz. Der Fokus richtet sich nämlich auf die Interaktion und das Zusammenleben verschiedener Spezies. Diese werden in diesem Ansatz überhaupt erst anhand ihrer Beziehungen zu anderen Spezies vollständig verstanden. Ein Artikel über die Beziehung von Menschen zu essbaren *matsutake*-Pilzen von Anna Tsing liefert hierfür das Motto: „Human nature is an interspecies relationship.“ (Tsing 2012: 141) In Anlehnung an das symbiotische Verhältnis, welches *matsutake*-Pilze vor allem mit Kiefern eingehen, wird hier auf die interspezifische relationale Natur des Menschen verwiesen. Der Mensch kann nicht als isoliertes Wesen gesehen werden, welches andere, als Objekte verstandene Spezies einfach nur kontrolliert, wie es die „modernen“ Konzepte der „Dominaton“ und „Domestikation“ haben wollen (Tsing 2012: 141). Der Mensch pflegt ambivalente, reziproke und komplexe Beziehungen mit anderen Spezies, ohne die er nicht zu denken ist (Tsing 2012). Um dem Wesen des Menschen auf den Grund zu gehen, bedarf es demzufolge einer Analyse dieser interspezifischen Beziehungen. In anderen Worten besteht die Welt Tsing zufolge nicht aus isolierten Spezies und in sich abgeschlossenen Entitäten wie Kultur und Natur, sondern aus vielen verschiedenen „multispezifischen Landschaften“ (Tsing 2012: 141). Auch hier wird die Abwendung von „modernen“ Begrifflichkeiten und Ontologien dieser Arbeit widergespiegelt. Ich werde die Jagd in dieser Arbeit also auch als multispezifische Landschaft verstehen und die interspezifischen Beziehungen zwischen JägerInnen, Tieren und Pflanzen untersuchen, um dem Verständnis meines Forschungsobjekts, der Welt der JägerInnen, so nah wie möglich zu kommen.

ANT und *multispecies ethnography* und insbesondere die Begriffe Spezies und Akteur lassen sich sehr gut miteinander verbinden. In einem durch die ANT erweiterten Sinne kann man die Jagd nämlich als multispezifische Landschaft verstehen, in der Spezies bestimmte Klassen von Akteuren bedeuten und neben Menschen, Tieren oder Pflanzen auch bestimmte Kategorien von Dingen beinhalten können. So lassen sich nach dem Prinzip der *multispecies ethnography* die existenziellen Beziehungen der unterschiedlichen, netzwerkartig verbundenen Akteure untersuchen, welche mit ihren vielfältigen Verhältnissen das Phänomen Jagd gestalten. Worauf es ankommt, sind die Beziehungen. Anhand der Naturen sollen diese Beziehungen verfolgt und die netzwerkartige multispezifische Landschaft der Jagd erkundet werden.

Noch ein Wort zu meinem Konzept der Realisierung von Naturen. Ich muss kurz erwähnen, dass mir die Wahl des konkreten Begriffs für dieses Ereignis oder dieses Phänomen nicht leicht fiel. Vom englischen Verb „to enact“ ausgehend verwarf ich Begriffe wie „konstruieren“, „in Kraft setzen“, „reproduzieren“, „umsetzen“, „aktivieren“ und viele mehr, weil sie allesamt nur einen Aspekt des Ganzen erfassen. „Konstruieren“ klingt zu konstruiert, als ob Naturen aus handwerklich zusammengesetzten festen Bestandteilen von einer intentionalen Kraft aufgebaut würden. „Umsetzen“ scheint einen Gegensatz zwischen der geistigen Kreati-

on und der praktischen Umsetzung einer Idee zu implizieren, „aktivieren“ die unerwünschte Dichotomie aktiv/passiv. All das trifft es aber nicht ganz. Es ist mir nicht gelungen, einen Begriff zu finden, der den flüssigen oder „fluiden“ Charakter der „prozessuale[n] Dauerhaftigkeit“ (Sørensen 2012: 333) eines Netzwerks, also gleichzeitig etwas Flexibles, Veränderliches und Zusammengesetztes und etwas zeitlos Beständiges, materiell Vorhandenes beschreibt, sprich: den Spagat zwischen den „modernen“ Extremen Kultur und Natur schafft. Nach langer (bis zum Abschluss dieser Arbeit nach wie vor nicht abgeschlossenen) Überlegung habe ich mich für eine relativ kleine Anzahl an Begriffen entschieden, die ich in dieser Arbeit abwechselnd benutze. Die wichtigsten darunter sind: „realisieren“, „ausführen“ und „performieren“. Auch diese Begriffe empfinde ich nach wie vor als unzulängliche Gedankenstützen, doch sollten sie für den Moment ausreichen.

Die Vorstellung der Wirklichkeit als ein Feuer, das auf unweigerliche Weise materiellen Bestand hat, dessen Wesen aber doch die Veränderung, die Prozessualität, die Vergänglichkeit ist und das es immer wieder mit (empirischem) Material zu speisen gilt, mag als konzeptuelle Gedankenstütze dienen. Im Gegensatz zum Feuer, von dem man einige Schritte Abstand nehmen und es in seiner Ganzheit erfassen kann, können und wollen dies EthnologInnen mit der Welt gar nicht machen. Sie konzentrieren sich immer nur auf ein Element, das da durch einen (chemischen beziehungsweise netzwerkartigen) Prozess verändert und verarbeitet wird und damit seinen ganz spezifischen Beitrag zum Ganzen leistet. Das ist schon komplex genug. In Fall dieser Arbeit habe ich die Naturen als einen dieser unzähligen Prozesse gewählt, anhand dessen ich etwas über das Feuer an sich, oder zumindest einen Teil davon – die Jagd – erfahren will.

3. BÜNDNER HOCHJAGD IM KONTEXT

Im August und September 2013 führte ich im Rahmen des MA-Studiums eine Feldforschung in einem kleinen Bergdorf in Graubünden durch.⁸ Meine Aufmerksamkeit galt der sogenannten Hochjagd, welche alljährlich im September ganz Graubünden für die Dauer von drei Wochen in einen Ausnahmezustand versetzt. Die Bündner Hochjagd wird wie die Nieder-, die Steinwild- oder die Pass- und Fallenjagd vom Kanton (also staatlich) geregelt und ist grundsätzlich für jede volljährige Person zugänglich. Um auf die Jagd⁹ gehen zu können, muss man eine praktische Schieß- und eine theoretische Prüfung bestehen. Die Übungsstunden und Kurse, die die KandidatInnen auf die Prüfungen vorbereiten, ziehen sich über einen Zeitraum von zwei Jahren hin. Ist man im Besitz eines Jagdscheins, muss man vor der Jagd lediglich das jährliche Jagdpatent lösen. Sowohl Personen mit Wohnsitz in anderen Kantonen als auch AusländerInnen dürfen – zu erhöhten Preisen – an der Jagd teilnehmen. Ausschlaggebend für die Höhe des Preises ist nicht etwa die Staatsangehörigkeit, sondern der Wohnsitz. Die BündnerInnen sind sehr stolz auf den egalitären Charakter ihrer „Volksjagd“, wie die Hochjagd im Gegensatz zur „Herrenjagd“ auch genannt wird, welcher sie von anderen Jagdsystemen wie der Revierjagd, die mit sozialen Privilegien und Privatgrundbesitz zu tun haben, unterscheidet. Im nur wenige Kilometer weit von meinem Forschungsort entfernten österreichischen Vorarlberg herrscht beispielsweise ein völlig anderes Jagdsystem, welches vorwiegend auf der Revierjagd beruht und bei dem das Jagdrecht „untrennbar mit dem privaten Besitz von Grund und Boden verbunden“ ist (www.liv.at, 14.04.14). Selbst innerhalb der Schweiz gibt es unterschiedliche Jagdsysteme. Während die alpinen Kantone im südlicheren Teil der Schweiz (wie Graubünden) die Patentjagd kennen, wird im größten Teil der voralpinen Deutschschweiz die Revierjagd praktiziert. Im Kanton Genf schließlich ist die Jagd alleine Sache des Kantons; die sogenannte Verwaltungsjagd wird ausschließlich von den kantonalen WildhüterInnen ausgeführt. Immer wieder hoben meine GesprächspartnerInnen hingegen die Offenheit und den erschwinglichen Preis des Bündner Jagdpatents hervor, das es jedem und jeder in der Schweiz ohne große finanzielle Einbußen ermöglichte, auf die Jagd zu gehen. 2013 kostete das Jagdpatent „für Schweizer und für niedergelassene Ausländer mit Wohnsitz im Kanton [Graubünden]“ für die Hochjagd 697,- Schweizer Franken, für die Niederjagd 281,-. Die Gebühr steigt dann graduell an. „Für Schweizer und für niedergelassene Ausländer ohne Wohnsitz im Kanton, die sich über einen früheren Aufenthalt von mindestens 10 Jahren im Kanton [Graubünden] ausweisen“ kostete das Patent 1341,- respektive 515,- Schweizer Franken, „[f]ür Ausländer mit Aufenthalt im Kanton“ 5.550,-/2.222,- und für „andere Ausländer“ 13.410,- beziehungsweise 6.939,- Schweizer Franken (Preise für das Jahr 2013. Für die

⁸Obwohl die Forschungsteilnehmenden, die ich danach fragte, sich durchaus über eine namentliche Nennung gefreut hätten, habe ich mich dazu entschlossen, alle beteiligten Partizipanten und auch das Dorf zu anonymisieren. Abgesehen davon, dass ich bei weitem nicht bei allen die Erlaubnis eingeholt habe, ihren Namen zu nennen, bewegten mich vor allem meine persönliche biographische Bindung zum Dorf und zugegebenermaßen ein leicht eifersüchtiger Beschützerdrang dazu, eine absolute Anonymisierung in dieser Arbeit beizubehalten.

⁹Wenn ich ab jetzt von der „Jagd“ spreche, meine ich jeweils immer nur die „Hochjagd“, da sich meine Feldforschung auf diese begrenzt. Bei der Hochjagd werden Rothirsche, Rehe, Gämsen, Murmeltiere, Füchse und Dachse gejagt. Außerdem beziehe ich mich damit auf diejenigen Prozesse, Interaktionen und Realisierungen der Jagd, welche ich im Rahmen meiner Feldforschung beobachten konnte.

3. Bündner Hochjagd im Kontext

aktuellen Jagdpatentgebühren siehe <http://www.gr.ch/DE/institutionen/verwaltung/bvfd/ajf/dienstleistungen/jagd/jagdpatente/Seiten/Jagdpatentpreise.aspx> 14.04.15).

Die Jagd ist weiterhin und zunehmend eine weit verbreitete Tätigkeit in Graubünden, welche sich durch alle Gesellschafts- und Altersschichten hindurch zieht und im September jeweils auch in den regionalen und nationalen Medien eine große Präsenz genießt. Neben allgemeinen Berichten über die Jagd und ihre ununterbrochene oder sogar wieder gestiegene Beliebtheit – gerade unter der jungen, auch weiblichen Bevölkerung – kommen JagdgegnerInnen und -BefürworterInnen regelmäßig zu Wort, werden gehäuft Diskussionen über die Wiederkehr des Wolfes geführt und in den lokalen Medien im Laufe der Jagd dann auch besondere Jagderfolge mitgeteilt und gefeiert. Sogar im Wetterbericht in den Fernseh-Nachrichten wird das Wetter in Bezug auf die Jagd gewertet. So bot 2013 die sonnige erste Septemberwoche ein touristenfreundliches aber für die Hirsche zu heißes Wetter, sodass letztere tagsüber für die JägerInnen noch schwerer aus ihren kühlen Tagesunterschlupfen herauszubringen waren. Die drei Wochen der Hochjagd stellen tatsächlich so etwas wie eine Ausnahmezeit dar, nehmen sich doch die meisten JägerInnen einen Großteil ihres Urlaubs, um zumindest einen Teil der Jagdzeit in ihren Jagdhütten und den Wäldern, Geröllhalden und Bergmatten Graubündens ihrem liebsten Hobby nachzugehen. Einer meiner Partizipanten, der selber nicht auf die Jagd geht, verglich die drei Wochen der Hochjagd einmal mit Basels „Drii Dääg“, den drei Tagen, mit denen die Basler Fasnacht gemeint ist, um die Wichtigkeit und den Ausnahmecharakter dieses Ereignisses für das Dorf zu beschreiben.

Das Dorf, in dem ich meine Feldforschung durchführte, zählt ca. 360 Einwohner und liegt auf 1420 m.ü.M. Da es sich um ein Walserdorf handelt, gibt es nur einen kleinen Dorfkern und die meisten Höfe liegen weit voneinander entfernt und lose durch das ganze Tal verteilt. Es gibt einen kleinen Skilift und im Winter einen beachtlichen Skitourentourismus. Dementsprechend viele Wirtshäuser und Pensionen weist das kleine Dorf auf. Das Tal ist größtenteils mit Bergwiesen bewachsen, welche im Sommer mehrmals gemäht oder als Viehweiden genutzt werden. Im Sommer werden Kühe, aber auch zunehmend Schafe und vereinzelt Pferde auf die höheren Alpen getrieben. Es gibt viele, zum Teil kleinere Nadelwälder, welche jeweils bis ca. 1.800 m.ü.M. reichen und eine Vielzahl an Pilzen und Beeren aber auch Vögel, Füchse, Rehe und Hirsche beherbergen und durch die lokale Holzwirtschaft genutzt werden. Einige der Wälder sind als Wildruhezonen oder Wildasyle deklariert und haben zum Teil überregionale Wichtigkeit für das Wild. Die Wildruhezonen und -Asyle spielen bei der Jagd eine wichtige Rolle. Der Wald dient aber auch an vielen Stellen dem Schutz gegen Lawinen, welche von den bis zu gut 2.800 m.ü.M. hohen Bergen schon des Öfteren ins Tal hinab rauschten und die Geschichte des Dorfes zum Teil dramatisch prägten. Bilder aus den 1950er Jahren zeigen die teilweise komplette Abholzung der sogenannten Bannwälder, welche mit für die verheerenden Auswirkungen einiger besonders schlimmer Lawinenwinter verantwortlich war. Heute sind die Bannwälder als natürlicher Schutz gegen Schnee- und Erdbeben wieder größtenteils aufgeforstet. Eine der größten Lawinenverbauungs-Anlagen der Schweiz klebt außerdem seit einigen Jahrzehnten als Folge der Lawinenkatastrophen auf den Berghängen rings um das Dorf. Sie soll nun im Rahmen eines Schweiz-weit bisher einzigartigen Projekts mit Solaranlagen bestückt werden. Oberhalb der Baumgrenze geht der alpine Nadelwald in Grünerlengebüsche über, welche Vögeln, aber auch vielen Hirschen und Rehen tagsüber Unterschlupf bieten. Darüber, ab ca. 2.000 m.ü.M., beginnt die alpine Mattenregion mit flachwachsender Vegetation und zunehmend steinigem und geröllartigem Terrain, das sich

zu den hellgrauen Kalkbergen hin erhebt. Dies ist das Reich der Murmeltiere, Gämsen, Steinböcke und des Adlers, aber auch der Bergsteiger, Kletterer und Paragleiter.

Obwohl sich nur ein relativ kleiner Teil der Bevölkerung des Dorfes aktiv an der Jagd beteiligt – ein nicht-jagender Einwohner schätzte den Anteil der jagenden Bevölkerung einmal grob auf etwa ein Drittel, mir sind nach meiner Feldforschung allerdings nur um die zwanzig Jäger bekannt, was viel weniger ausmachen würde – ist sie doch eines der zentralen Themen und Ereignisse im Dorf.¹⁰ In den letzten gut zwanzig Jahren, in denen ich das Dorf als regelmäßiger Feriengast (zum Teil ganze Sommer lang) besuchte, konnte ich mir davon ein gutes Bild machen. Auch während der Feldforschung im Spätsommer 2013 wurde mir dies sehr deutlich. Bauarbeiten im Haus oder an den Straßen, Autoreparaturen, ja sogar das Mähen der Wiesen durch die Bauern kommen vor allem in den ersten Tagen und Wochen der Jagdzeit ins Stocken oder sogar ganz zum Erliegen. Gegen Abend treffen sich Groß und Klein, Einheimische und Feriengäste auf dem Dorfplatz um die erlegten Hirsche oder Gämsen, die auf Anhängern aufgebahrt vor der Kneipe platziert sind, zu bestaunen, während die JägerInnen drinnen ihren Erfolg begießen.

Die Jagdperiode bedeutet für das ganze Dorf einen Ausnahmezustand. Auch alleine deshalb, weil sich die meisten JägerInnen für die Jagd den Großteil ihres jährlichen Urlaubs nehmen. Im Laufe der Feldforschung wurde mir klar, dass die Jagd entgegen meiner Vorannahmen – ich hatte implizit mit einem seriöseren Begriff, respektive einer zumindest nach außen hin professionalisierteren Darstellung der Jagd gerechnet – tatsächlich einem Hobby, beziehungsweise einer Ferien- oder Auszeit sehr nahe kommt. Viele der jagenden Forschungsteilnehmenden nannten die Jagd auch selber ihr „Hobby“.¹¹ Die meisten JägerInnen finden sich für diese besondere Zeit der Jagd in kleinen Gruppen von zwei bis sechs Personen zusammen. Diese Gruppen, die meist aus Verwandten oder guten Freunden bestehen, stellen die Einheit dar, anhand derer sich die Jägerschaft vor allem während der Jagdzeit strukturiert. Fast alle JägerInnen werden in einem Atemzug mit einer Gruppe genannt, bei Gesprächen über die Jagd erkundigt man sich meistens nach dem Wohlergehen und den Erfolgen einer ganzen Gruppe. Die Gruppen beziehen am Abend vor Jagdbeginn höher gelegene Hütten, welche zum Teil gemeinsam und meistens zu diesem Zweck errichtet wurden, nachdem sie sich dort die Tage zuvor bereits mit dem Nötigsten für die nächsten Wochen eingedeckt haben: Grundnahrungsmittel wie Nudeln, Kartoffeln, Reis und Brot, Trockenwürste, Käse, Schokolade und natürlich Kaffee, Zigaretten und die ein oder andere Flasche Bier, Wein oder Schnaps. (Ein paar meiner jagenden Partizipanten konsumierten nur kurz vor und während der Jagdzeit Zigaretten, beziehungsweise Alkohol, was das Gefühl eines Ausnahmezustands nur noch verstärkt.)

Vor allem während der ersten Tage der Jagd sieht man von den Mitgliedern einer JägerInnengruppe unten im Tal so gut wie nichts, bis die Gruppe den ersten Erfolg zu Buche führen kann. Eine Gruppe von Jägern sah ich erst am vierten Tag der ersten Jagdwoche wieder, als sie mit Dreitagebärten und verschmutzten Kleidern, in den süßlich-starken Geruch des eige-

¹⁰ 2013 fiel die Bündner Hochjagd auf den Zeitraum vom 02.09. bis und mit 08.09. und vom 16.09. bis und mit 29.09. (www.gr.ch, 15.04.14).

¹¹ Je nach Jagderfolg und Frustrationsgrad wurde die Jagd bisweilen auch als das „beschissenste Hobby“ der Welt bezeichnet. Als ich gegen Ende der Jagdzeit einmal eine Gruppe von Jägern auf ihrer Jagdhütte besuchte, fand ich sie in einem derart frustrierten und übermüdeten Zustand vor, dass sie schimpfend darüber nachdachten, ihre gesamte Jagdausrüstung zu verkaufen.

nen Schweißes und des „Schweißes“¹² des gerade erlegten brunftigen Hirschstiers eingehüllt, ihre Beute hinunter ins Tal brachten. Die Jagdhütten bieten während der Jagd Rückzugsorte für die JägerInnen, an denen sie ungestört von alltäglicher Routine und Problemen die Gesellschaft ihrer Jagd-„Kollegen“ genießen und sich einer starken Gruppenidentität hingeben können. Die Gruppe bedeutet nicht das Verschwinden des Individuums, im Gegenteil. Die JägerInnen gehen die meiste Zeit tatsächlich alleine auf die Jagd und tun sich nur zu gelegentlichen Treibjagden – etwa auf Hirsche – zusammen, doch den größten Teil der Zeit, die Mahlzeiten und die Mittags- und frühe Nachmittagszeit, wenn das Wild meist in seinen Tagesunterschlupfen bleibt, verbringen sie gemeinsam. Man unterhält sich zunächst über die jagdspezifischen Erlebnisse und Pläne, später aber auch über andere gemeinsame Themen. Einige JägerInnen bevorzugen allerdings die Einsamkeit. Diese IndividualistInnen tun sich für die Jagd nur selten mit anderen JägerInnen oder Jagdgruppen zusammen, sind jedoch keinesfalls von der Interaktion mit diesen ausgeschlossen. Die meisten JägerInnen jedoch fühlen sich einer Gruppe zugehörig, mit der sie sowohl Erfolge als auch Misserfolge teilen. Hat ein Mitglied einer Gruppe ein Tier erlegt, fällt die von außen und selbst auferlegte Last des Erfolgsdrucks von der ganzen Gruppe und damit jedem einzelnen Mitglied mit einem Schlag ab. Bleibt die Gruppe ohne Erfolg, färbt dies auf jede/n einzelne/n JägerIn ab. Ist eine Gruppe besonders erfolgreich, geht der Ruhm auf alle Gruppenmitglieder über, egal wer wie viel geschossen hat. Diese Gruppenidentität schließt jedoch individuellen Ehrgeiz und Stolz keinesfalls aus.

Den außergewöhnlichen Charakter, den die Jagd für die JägerInnen hat, konnte ich auch besonders gut beim abendlichen Sichten der Tiere beobachten, zu dem ich einige der Forschungsteilnehmenden in den Wochen vor der Jagdperiode regelmäßig begleiten durfte. Das abendliche und morgendliche „Spiegeln“, also das Beobachten der Tiere mit dem Fernglas, bildet einen zentralen Bestandteil der lokalen Jagdpraxis. Die meisten JägerInnen beginnen einige Wochen oder Monate vor Beginn der Jagdzeit mit einer intensivierten Spiegel-Aktivität, sie kann sich je nachdem aber auch auf das ganze Jahr erstrecken. Morgens und abends, wenn die größtenteils nachtaktiven Beutetiere aus ihren Tagesunterschlupfen herauskommen und sich auf Nahrungssuche befinden, ist die Zeit zum Spiegeln – und später auch zum Jagen. Als ich meine Partizipanten dabei begleiten konnte, stellte ich ein immer wiederkehrendes Muster fest: die anfänglich greifbare Anspannung, welche sich im nervösen Verhalten und in fahrigen Bewegungen der Jäger widerspiegelte sowie in einer abgehackten, aufs Wesentliche reduzierten, mit Jägerjargon vollgepackten und daher für mich anfänglich schwer verständlichen Sprache niederschlug, ebte im Laufe des Abends zu einer Art Feierabendstimmung ab, einem friedlichen, stillen und entspannten Beisammensein, bei dem man sich über Ferienerlebnisse, die neusten Sportergebnisse und sonstige angenehme Themen austauscht. Das Fläschchen Bier, welches ich des Öfteren zu diesen Gelegenheiten beisteuerte, war stets willkommen.

Nachdem ich in der ersten Jagdwoche einer Feier einer Jägergruppe zu Ehren eines erlegten kapitalen Hirschstiers (175 kg!) beigewohnt und die Gruppe einen Tag später auch zum ersten mal auf einer Treibjagd begleitet hatte, durfte ich an einem Samstagnachmittag, dem vorletzten Tag der ersten Jagdwoche, zur Murmeltierjagd mitgehen. Murmeltiere haben als Beutetier kein allzu großes Ansehen und werden eigentlich nur „auf Bestellung“ erlegt, wenn

¹² Der „Schweiß“ bedeutet in der Jägersprache das Blut des Wilds.

sich jemand dazu entschließt, Murmeltierfleisch zuzubereiten und den vergleichsweise großen Aufwand auf sich zu nehmen, den das Herauslösen der Fettdrüsen mit sich bringt, welches für den Verzehr des Fleisches unverzichtbar ist. Heutzutage sind es meist nur noch ältere Menschen, die sich diese Mühe machen – oder aber junge, nichtsahnende Feldforscher, die Professor und KommilitonInnen mit einem ungewöhnlichen Mitbringsel beeindrucken wollen: die Murmeltiere wurden an diesem Tag für mich erlegt. Die Tatsache, dass ich meine „zweite Sozialisation“ eine knappe Woche später mit jenem famosen Abend in der Dorfkneipe krönte und meine Feldforschung damit endgültig in Fahrt kam, hängt stark mit der intensiven und blutigen Interaktion zusammen, welche ich mit den drei für mich erlegten Murmeltieren hatte. Diese zeigten den Einheimischen, dass es mir ernst war und ich keiner dieser „Touristen“ aus dem Unterland war, die kommen und gehen, ohne etwas verstehen zu wollen oder etwas mitgenommen zu haben. Die Tatsache, dass das Murmeltier als perfekte „Einsteigertierart“ gesehen werden kann, ist kein Zufall, sondern rundet das Bild meiner „Initiation“ in die Gemeinschaft der JägerInnen – und damit auch des Dorfs – ab. Das Gefühl, dank meines Werdegangs zu „Munggametzg“ im Dorf aufgenommen und angekommen zu sein, zeigt meines Erachtens, welchen wichtigen Stellenwert die Jagd tatsächlich im Dorf innehat und deutet darauf hin, dass die Jagd ein Kernelement der Identität zumindest eines Teils der Dorfbevölkerung darstellt.

4. VON DEN NATUREN

Ich möchte im Folgenden damit beginnen, die verschiedenen Naturen, die ich im Rahmen der Jagd verorte, nach und nach vorzustellen. Dabei wird festzustellen sein, dass viele Elemente oder Akteure in unterschiedlichen Kontexten auftauchen, oft in neuen Rollen und zum Teil mit widersprüchlichen Bedeutungen ausgestattet. Dies macht den komplexen Charakter des untersuchten Phänomens deutlich, den diese spezielle Perspektive auf die Jagd herauszuarbeiten versucht.

4.1. NATUR, IDENTITÄT, HEIMAT: HEIMAT-NATUR UND WILDE NATUR

Der zuletzt besprochene Punkt der Dorfidentität lädt zur Frage ein, was gewisse Naturen mit der Identität der JägerInnen, oder vielleicht sogar etwas allgemeiner des typisch „Einheimischen“ zu tun haben. Die Kategorie des Einheimischen wird von den Dorfbewohnern selbst beansprucht und in der Alltagssprache angewandt, es handelt sich um einen emischen Begriff. Er hat einen sehr alltagsrealen und gebräuchlichen Charakter – jeder Dorfbewohner benutzt und identifiziert sich mit ihm – aber auch einen repräsentativen, stereotypisierten, nach außen gerichteten Aspekt. Obwohl der Anteil der JägerInnen an der Gesamtbevölkerung vergleichsweise gering ist, ist das Bild des Jägers ein prägendes für die einheimische Identität.¹³ Die Jagd gilt als eine Art Nationalsport, nicht nur in unserem Walserdorf, sondern in ganz Graubünden. Ohne die beiden gleichsetzen zu wollen, kann man sagen, dass das stereotype Bild des Jägers und das des Einheimischen viele Eigenschaften gemeinsam haben.¹⁴ Der Jäger ist einer von mehreren Stereotypen, aus denen sich das Bild des typisch Einheimischen zusammensetzt. Wie das Bild des Bauern, der jede einzelne seiner Kühe am Klang ihrer Glocke erkennt oder das der einheimischen Skifahrerin oder Kletterin, der es sozusagen im Blut liegt, die steilsten Hänge blind hinunterzuschießen und überhängende Bergwände wie eine Gämse empor zu kraxeln, ist auch das Bild des Jägers das eines äußerst naturkundigen und -verbundenen Menschen.

Diese Kenntnis und Verbundenheit zu einer Natur, die zur Heimat umfunktioniert wird, ist eines der Kernelemente der einheimischen Identität. Die Abgrenzung von allem, was urban und aus dem „Unterland“ ist, was „Touristen“, „Ferien-“ oder „Kurgäste“ oder verrückte Extremsportler sind, von allem, was von außen kommt, läuft zu einem großen Teil über die Schiene der Naturverbundenheit. So klar es ist, dass ein Fremder, womöglich noch Städter und aus dem Unterland kommend, keine Ahnung davon haben kann, wie es wirklich ist, in einem Bergtal zu wohnen, so klar wissen dies die Einheimischen und leben im Einklang mit ihrem Tal, oder besitzen zumindest große Kenntnis über Berge, Wild- und Nutztiere, den Wald und das Wetter, über Freud und Leid eines solchen Lebens in der „Natur“. (Ich muss

¹³ Ich habe mich zur gender-Frage und meiner Verwendung des Begriffs „JägerIn“ bereits geäußert. Im Fall des „Bildes des Jägers“ wähle ich jedoch ganz bewusst die rein männliche Form „Jäger“ und nicht „JägerIn“, da dieses Bild trotz der zunehmenden Beteiligung von Frauen an der Jagd nach wie vor ein äußerst männliches ist.

¹⁴ Natürlich gilt es hier auch meinen speziellen, zu Anfang dieses Kapitels bereits beschriebenen bias zu bedenken, um die Zentralität, die ich der Jagd zugestehe, besser verstehen zu können.

hoffentlich nicht daran erinnern, dass solche Bilder und Identitäten natürlich stilisierte Konstrukte sind und gehe davon aus, dass die leichte Übertreibung im letzten Satz deutlich wird.) Die enge Verbundenheit der Einheimischen zu ihrer natürlichen Umgebung, zum Tal, macht aus dieser Natur die „Heimat“, die ihnen Identität stiftet und sie zu Einheimischen macht. In der Vorstellungswelt der Dorfbewohner gibt es auf der einen Seite also sie selbst, die Einheimischen, die durch lebenslange Erfahrung eng mit ihrer natürlichen Umgebung, die ihre Heimat ist, verbunden sind und auf der anderen Seite „Touristen“ und „Feriengäste“, welche für kurze Zeit in die Berge kommen, von denen sie grundsätzlich keine bis wenig Ahnung haben oder zumindest nicht in der gleichen Qualität wie die Einheimischen. Wie weit diese gefühlte Verbundenheit der Einheimischen mit ihrer Heimat geht, macht ein kleines Missverständnis deutlich, das einmal zwischen einem Forschungsteilnehmenden und mir entstand.

Ich führte ein Interview mit einem sechsendachtzigjährigen Jäger durch, der seit über sechzig Jahren durchgehend das Jagdpatent gelöst hatte, früher vor allem auf Gamsjagd gegangen war, sich aber mit den Jahren einen Namen als Murmeltierjäger gemacht hatte. Obwohl er im Spätsommer 2013 aus gesundheitlichen Gründen zum ersten Mal nicht mehr auf die Jagd ging, verarbeitete er weiterhin Murmeltierfett zum sogenannten „Munggenöl“, welches für Salben verwendet wird. Durch seine bis ins hohe Alter ausgelebte Jägerpassion und seine Rolle als Heimathistoriker genoss er im Dorf einen gewissen Kultstatus. Im Laufe unseres Interviews fragte ich ihn, welche Rolle es für ihn spiele, während der Jagd in der „Natur“ zu sein, und ob dies ihn seiner Heimat „näher brächte“. Diese Frage hatte sich aus dem Laufe des Gesprächs ergeben und war mir außerdem aufgrund mehrerer in diese Richtung gehenden Aussagen in vorherigen Interviews und Gesprächen als naheliegend erschienen. Zu meiner Überraschung lautete die Antwort des alten Murmeltierjägers:

Ja, näher! Wenn man da aufgewachsen ist! Das ist nicht das Gleiche wie wenn man irgendwo hinkommt. Bei anderen ist das wieder anders, nicht? Die, die auswärts wohnen, und dann hier... Weißt du, es gibt solche, die natürlich fortgezogen sind, aber die kommen trotzdem hierher auf die Jagd, nicht?

Die Jagd konnte den alten Murmeltierjäger seiner Heimat gar nicht näher bringen, da er ja schon *in* ihr „aufgewachsen“ war und lebte. Nur Fremde, die erst einmal von „auswärts“ „irgendwo hinkomm[en]“, können der Natur/Heimat überhaupt „näher“ kommen. Er führte weiter aus, dass die Jagd-Heimkehr der „fortgezogen[en]“ Einheimischen mit einer besseren Kenntnis des Gebiets zu tun habe und damit, Familien und Bekannte wieder zu treffen. Aus diesem kleinen Missverständnis bezüglich des Wortes „näher“, beziehungsweise „der Heimat nahe kommen“, wird deutlich, dass der lebenslange Aufenthalt oder sogar allein die familiäre Herkunft aus dem Tal gleichbedeutend für eine innige Verbindung zum Tal und seiner „Natur“ steht. Man sieht hier, dass eine gewisse Natur (beziehungsweise eine gewisse Beziehung zu einer gewissen Natur) mit der Vorstellung von Heimat (oder Heimatverbundenheit) gleichgesetzt wird. Es ist die erste Natur, die ich in dieser Arbeit vorstellen möchte. Ich werde sie Heimat-Natur oder Natur als Heimat nennen.

Noch einmal zurück zum stereotypisierten Bild des Jägers. Legendären Status haben die Bündner Gamsjäger der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, von denen es viele alte Fotos gibt. Auf diesen Abbildungen kann man sie meist im famosen „Bündner Tuch“ gekleidet und

mit alten Militärrucksäcken ausgestattet sehen, wie sie mit wind- und sonnengegerbtem Gesicht, ein für heutige Verhältnisse übermäßig langes Gewehr oder Fernrohr im Anschlag, auf einem Felsvorsprung oder einem Gletscher stehen oder eine bereits erlegte Gams auf der Schulter tragen. Ein weiteres beliebtes Motiv zeigt den Jäger in aufrechter, stolzer Haltung mit einer oft ansehnlichen und wiederum für heutige Verhältnisse unvorstellbaren (weil weder in freier Wildbahn vorhandenen noch durch die Abschussregelungen freigegebenen) Anzahl erlegter Gämsen, die ihm zu Füßen liegen. Diese Jäger umweht die Aura des Verwegenen, Männlichen und gleichzeitig trotzdem Bescheidenen. Die weit verbreitete Ansicht, dass es bei der Jagd „früher ums Fleisch ging und heute um die Trophäe“ verleiht den Jägern von früher etwas Authentisches. Mit dem Argument der schweren früheren Zeiten, vor allem während der Weltkriege, welches Armut und Nahrungsmittelknappheit zur eigentlichen Motivation der Jagd macht, werden diese Jäger zu heroischen, gottesfürchtigen Familienversorgern, die ihre Überlebensbasis einer harten und wilden, aber auch üppigen und frei zugänglichen und unregelmäßigen Natur abringen. Immer wieder wird betont, dass es zu dieser Zeit einerseits mehr Wild gab und andererseits weniger Jäger und Regeln, die das Erlegen desselbigen erschwerten. Diese Bilder und die Werte, die sie vermitteln, dienen bis heute als Referenz und Inspiration für die Jägeridentität. Der bereits bekannte alte Murmeltierjäger ist ein schönes Beispiel dafür. Die in diesen Bildern enthaltene wilde, dem Menschen mindestens ebenbürtige, wenn nicht sogar überlegene, da gottgegebene Natur ist eine, die auch heute noch im Rahmen der Jagd ausgeführt und performiert wird. Ich werde sie Wilde Natur nennen.

Diese Wilde Natur hat viel mit der Heimat-Natur, die beim alten Murmeltierjäger zu sehen war, gemeinsam. Wie in der Wilden Natur hat man es auch in der Natur als Heimat mit einer stilisierten Bergwelt zu tun, die gleichzeitig hart und abweisend aber auch schön und üppig sein kann. Harte Winter, tödliche Lawinen, Steinschläge oder steile Berghänge, die ein arbeitsintensives und karges Leben bedeuten, gehen Hand in Hand mit Friede und Stressfreiheit, Schönheit und Reichtum. Abgeschiedenheit und Isolation sind doppeldeutig und können sowohl als Vorzug als auch als Nachteil gewertet werden, führen auf jeden Fall aber zu einem eigenen Charakter. In der Wilden Natur steht der stereotypisierte einheimische Jäger diesen Naturen als bravouröser und doch mit Bescheidenheit ausgezeichneter Einzelkämpfer gegenüber, der sich durch seine auf lebenslanger Erfahrung beruhenden Fähigkeiten und seine ehrliche Motivation angetrieben mit Geschick und Respekt vor der Kreatur das fürs Überleben Notwendige sichert.¹⁵ Beide Naturen, die Wilde und vor allem die der Heimat, dienen mit ihrem herb-süßen Charakter dazu, ein gewisses Bild des auf existenzielle Weise mit der Wilden Heimat-Natur¹⁶ verbundenen einheimischen Jägers zu malen, indem sie unter anderem auch eine verklärte historische Perspektive einnehmen, in der das Überleben härter und die Natur gleichzeitig noch unberührter erscheint. Obwohl jede Natur etwas Eigenes hat, muss man sie also immer auch im Zusammenhang mit anderen sehen.

¹⁵ In der nach wie vor christlich geprägten ländlichen Schweiz schwingt mit dieser Natur auch durchaus die Konnotation des Gottgegebenen und Heiligen mit.

¹⁶ Die hybrid-artige Verbindung von Heimat-Natur und Wilder Natur in der Wilden Heimat-Natur ist ein erster Hinweis darauf, dass die Naturen in der Praxis selten in Reinform, beziehungsweise voneinander isoliert vorkommen.

4.2. JAGDFOLKLORE UND DIE WILDE NATUR

Auf diesen beiden Naturen, der Wilden und der der Heimat, baut eine lange Reihe an folklorisierten Jagdpraktiken, Bräuchen, Diskursen und ästhetischen und sogar ethischen Normen auf, welche die Welt der Jagd in ihrem Inneren und auch nach außen hin zum Teil maßgeblich prägen. Einer der häufigsten Diskurse, die in und über die Jagd geführt werden, ist der des ebenbürtigen Kampfes zwischen JägerIn und Wild, das als Teil der Wilden Natur gesehen wird. Wann immer ich in der Anfangsphase meiner Forschung einen Jäger über die Jagd befragte, wurde mir ein Vortrag darüber gehalten, wie schwer und unberechenbar es doch sei, ein Tier zu erlegen. Faktoren wie die zunehmende Rarheit gewisser Wildtierarten und die gleichzeitige Zunahme an JägerInnen, die Scheu der Tiere, der Wind, das unzugängliche Gebiet, die Veränderung der Vegetation, die große Unvorhersehbarkeit der Aufenthaltsorte und Bewegungen der Tiere, aber auch die hohen Hürden, die durch immer strengere Jagdregulierungen gesetzt würden, zeichnen ein Bild der Jagd, in der der/die JägerIn alle Kräfte gegen sich hat. In allererster Linie die nicht vorhandene Kontrolle über das Wild und das Wetter und die große Unvorhersehbarkeit, die dem Verhalten des Wilds trotz beobachtbarer Muster anhaftet, werden immer und überall als *die* große Herausforderung der Jagd dargestellt. Unzählige Anekdoten von zufälligen Jagderfolgen, oft unglaublichen Geschehnissen, in denen Wildtiere auf wundersame Weise an den unmöglichsten Orten und zu den unvorstellbarsten Zeiten auftauchen, stehen einer noch viel größeren Anzahl an Misserfolgsgeschichten gegenüber, in denen das Wild am ersten Tag der Jagd einfach nicht mehr dort auftauchte, wo und wann man es zuvor wochenlang beobachtet hatte. „Man kann es nie wissen. Alles ist möglich.“ Nach diesem Motto wird dieser Diskurs des ebenbürtigen Kampfes zwischen JägerInnen und Wilder Natur geführt. Tatsächlich lag denn auch die Anzahl an Tieren, die ein/e JägerIn während der Jagdsaison durchschnittlich erlegt, weit unter meinen vorherigen Vorstellungen und tatsächlich „kann jeder Jäger froh sein, wenn er überhaupt ein Tier in der Saison erlegt“, wie mir mehrere Forschungsteilnehmende bestätigten. JägerInnen sind also ein Stück weit dem Glück, beziehungsweise der Gunst dieser Wilden Natur ausgeliefert.

Dies führt dazu, dass eine ethisch-moralische Instanz nötig wird, welche einen korrekten und respektvollen Umgang zwischen JägerInnen und Wild und somit die Gunst der Wilden Natur sichert. Sie nimmt in Form der Verpflichtung zur weidmännischen Jagdausübung eine besonders wichtige und interessante Rolle ein. „Weidmannsheil“ sagt man unter JägerInnen, um sich gegenseitig Erfolg zu wünschen. Dieses Heil muss durch strenge Einhaltung der weidmännischen Maßnahmen für sich gewonnen werden. Die Maßnahmen haben einerseits tierschützerische Funktionen, sollen die JägerInnen zum anderen aber auch zu einer gewissen Ehrfurcht vor dem Tier und einer ethisch korrekten Haltung der Kreatur (aber auch anderen JägerInnen) gegenüber anhalten, womit die Idee eines Kampfes zwischen ebenbürtigen Widersachern aber auch der Respekt vor der Wilden Natur weiter gespeist werden. In den Jagdbetriebsvorschriften von 2013 heißt es in der Einleitung bei Punkt „7. Verantwortung tragen – weidgerecht jagen“: „Eine weidgerechte Einstellung und Jagdausübung erfordert Fairness gegenüber dem Wild, aber auch Fairness gegenüber den anderen Jägerinnen und Jägern.“ Der/die JägerIn muss sich vor jedem Schuss absolut sicher sein, dass das Wild jagdbar ist. Auch darf ein/e JägerIn das Wild nicht an jeder beliebigen Körperstelle anschießen, sondern muss den jeweils besten Schuss versuchen. Der sprichwörtliche Blattschuss ist dabei nur einer von mehreren weidmännischen Schüssen. Das erlaubte Kaliber und die Art der Munition sind exakt festgesetzt. Ziel der weidgerechten Jagd ist natürlich vor allem zu ver-

hindern, dass das Wild unnötig leidet oder Jungtiere ohne Elterntiere zurückbleiben. Die Maßnahmen und Normen der weidgerechten Jagd fördern aber auch das Bild einer gerechten Auseinandersetzung zwischen gleichberechtigten und respektvollen Gegenspielern.

Das Beispiel des Kopfschusses zeigt gut, dass die Einhaltung des weidmännischen Geistes allerdings nicht nur zum Wohl des Wilds und aus Respekt, sondern auch durchaus aus anderen Gründen geschieht. Der Kopfschuss, obwohl schnell, schmerzlos und sofort tödlich, ist ein absolutes Tabu in der weidmännischen Jagdausübung. Die Ausnahme bildet das Murmeltier, welches ausschließlich durch den auf der Stelle tötenden Kopfschuss erlegt werden darf, da sonst die Gefahr besteht, dass es sich im Todeskampf in seinen Bau flüchtet und darin womöglich unter Schmerzen und außer Reichweite des/r Jägers/In eines sinnlosen Todes stirbt. Bei allen anderen Tierarten ist der Kopfschuss jedoch höchst verpönt. Warum wird klar, wenn man sich einerseits des ethischen Aspekts des weidmännischen Geistes besinnt, welcher das Wild zu integren und als solche zu achtende Wesen macht, und sich andererseits vor Augen hält, was vor allem mit den männlichen Tieren geschieht, wenn sie erlegt worden sind und welche Bedeutung sie für die JägerInnen haben. Da bei männlichen Tieren die Trophäen, das heißt das Geweih, Gehörn oder die Krickel und zumindest ein Teil des Schädels oft im Vordergrund stehen, haben die JägerInnen keinerlei Interesse, diese mit einem Kopfschuss womöglich zu beschädigen. Ein Hirschstier wird als ein in seiner Unversehrtheit zu bewahrendes Wesen gesehen, die Zertrümmerung von Schädel oder Geweih käme im Gegensatz zu einem sauberen Herzschuss einer regelrechten Verstümmelung gleich. Gleichzeitig sind die Trophäen begehrte Repräsentationsobjekte, die von dem harten und erfolgreichen Kampf des Jägers oder Jägerin mit der Wilden Natur künden. Ethische und ästhetische Gedanken spielen also im weidmännischen Geist zusammen.

Dem Szenario des ebenbürtigen Kampfes zwischen JägerIn und Wild entsprechend wird die erfolgreiche Jagd als achtbare Leistung, fast schon als heroische Tat zelebriert und gefeiert. Man denke nur an die bereits erwähnten, in jeder Vorstellung von Jagd omnipräsenten Hirsch-, Gams- oder Rehbocktrophäen, um sich den zentralen Stellenwert dieser kultivierten Zelebration im Rahmen der Jagd zu vergegenwärtigen. Eine ganze Ästhetik und eine darauf aufbauende Fülle an genau eingehaltenen Bräuchen und Ritualen bilden auch in unserem Walsertal einen wichtigen Bestandteil dessen, was gemeinhin als Jagd bezeichnet wird. Ein Beispiel für diese Praktiken ist der Bruch, der einem erlegten Tier ins Maul gelegt wird und damit zwei sehr verschiedene Zwecke erfüllt: einerseits dient er als Schmuck, um die Beute des Jägers oder der Jägerin in noch schönerem Licht erstrahlen zu lassen, andererseits gilt er auch als Teil des weidmännischen Respekts, den der/die JägerIn dem erlegten Tier zu zollen hat, ist in gewisser Weise also eine Art Tribut an die Wilde Natur. Das Geber-Nehmer-Verhältnis ist dementsprechend sehr ambivalent und es ist schwer zu sagen, ob es der/die JägerIn war, der/die der Wilden Natur eine Kreatur abgerungen hat oder ob es die Wilde Natur war, die sie ihm/ihr geschenkt hat, oder ob beides der Fall war. Je nachdem, welchen Stellenwert ein bestimmtes erlegtes Tier für den/die JägerIn hat, wird mehr oder weniger Aufwand und Mühe in die Herrichtung des Bruchs investiert. Prinzipiell ist die Ehrwürdigkeit der verschiedenen Beutetiere allerdings durch weidmännische Normen streng geregelt. Bei besonders erstrebenswerten und hoch angesehenen Beutetieren wie Hirschstieren, Rehböcken oder Gämsen und vor allem bei besonders kapitalen Exemplaren wird der Bruch mit besonderer Sorgfalt hergerichtet und dem einfachen Reisigzweig werden bunte Blumen hinzugefügt. Bei einzelnen Tierarten, wie zum Beispiel dem Murmeltier, gilt ein Bruch hingegen allgemein als geschmacklos und normwidrig.

4. Von den Naturen

Mit dem Bruch geht auch eine besondere Weise der Präsentation der Beute ein, die auf erstaunlich einheitliche Weise eingehalten wird. Allgemein wird darauf Wert gelegt, erlegtes Wild immer in vorteilhafter Haltung darzustellen. Sei es auf den Fotos, deren Posen und Ästhetik in der Praxis fast ebenso streng reguliert sind, wie die geschriebenen Abschussbestimmungen, sei es bei der Präsentation von Beutetieren im Dorf – sei es aber auch beim Transport im Kofferraum des Autos – immer wird darauf geachtet, dass das tote Tier erhaben aussieht und seine Eigenschaft als reiner Kadaver transzendiert. (Im Gegensatz dazu steht der Umgang mit dem toten Tier, wenn es kurz nach dem Tod ausgenommen, zu einem späteren Zeitpunkt von WildhüterInnen überprüft, vermessen und gewogen oder aber von einem Metzgergesellen zerstückelt wird. Hier wird der Kadaver als ein jeweils speziell zu verarbeitendes Material behandelt. Dazu aber später mehr.) Vor allem auch, wenn besonders repräsentative Beutetiere von JägerInnen auf dem Dorfplatz der Öffentlichkeit präsentiert werden, wird zum Teil sehr viel Wert auf Details gelegt: der als Bühne dienende Anhänger wird mit Reisig ausgelegt, die Öffnung am Bauch mit einzelnen Zweigen verdeckt, ein besonders schöner Bruch zurechtgemacht und das Tier so in das Reisig gebettet, dass Kopf, Hals, Schulter, Brustpartie und je nachdem Geweih oder Krickel am vorteilhaftesten zur Geltung kommen. Tatsächlich erhebt die Repräsentation erlegten Wildes den Anschein, dass es sich bei den Tieren mehr als um eine Ansammlung von Fleisch und Knochen, eher um Kunstwerke der Wilden Natur und Prestigeobjekte handelt. Die Tiere werden von Jung und Alt, Einheimischen und Touristen ehrwürdig betrachtet und begutachtet, während die JägerInnen Glückwünsche entgegennehmen oder gemeinsam mit ihrer Gruppe den Erfolg in der Kneipe feiern. Fotos von JägerInnen, die meist gemeinsam mit ihrer Jägergruppe oder aber mit Partnern oder nahen Verwandten mit kapitalen Hirschen in den immer gleichen Stellungen posieren, werden in lokalen und kantonalen Zeitungen mit genauen Angaben über die Daten und Maße des erlegten Tiers abgebildet und die JägerInnen dabei herzlich beglückwünscht.



Abbildung 3: Links: Eine Jägergruppe mit kapitalen „Krönler“¹⁷. Dieses Bild erschien auch in einer lokalen Zeitung bei den „Krönlern der Region“ (rechtes Bild, ganz rechts oben).

Sogar auf der Ebene der Ausrüstung findet eine Realisierung der Wilden und der Heimat-Natur statt, indem den alten Vorbildern der Bündner Jäger und dem mit ihnen verbundenen

¹⁷ „Krönler“ werden Hirsche mit Geweihen genannt, die in einer aus mindestens drei Enden bestehenden sogenannten „Krone“ enden. Sie durften 2013 nur während zwei Tagen gejagt werden.

Ideal der Authentizität und urtümlichen Rustikalität in der jagdspezifischen Mode nachgeieffert wird. Neueste Synthetikstoffe treffen auf klassische Schnitte, Filzwesten mit Patronenfächern vereinen Retrolook und modernste Funktionalität. Der Kauf eines Gewehrs unterliegt bestimmten ästhetischen Kriterien, welche je nachdem bestimmte Assoziationen hervorrufen. Während laut dem im Dorf ansässigen Büchsenmacher bei den Jüngeren eher neuartige Materialien und tendenziell sportlichere und martialischere Designs gefragt sind, bevorzugen die älteren Generationen nach wie vor klassische Materialien wie Holz und einfaches Design, welche an die „gute alte Zeit“ erinnern, in der sich der/die JägerIn noch ohne technischen Schnickschnack in einer üppigen, wilden und starken Natur bewegte, die ihm/ihr auf Augenhöhe begegnete und der er seine Beute im Schweiß seines Angesichts abtrotzen musste.

4.3. NATUR ALS RESSOURCE, JÄGERINNEN ALS VERWALTERINNEN

Dem aufregenden Bild des authentischen Helden, Zähler einer Wilden Natur, steht ein anderes Bild scheinbar diametral gegenüber. Es ist mit einem Diskurs verknüpft, der im Rahmen der Jagd mindestens so präsent ist wie der über den ebenbürtigen Kampf zwischen JägerIn und Wilder Natur. Die JägerInnen tauchen hier in der Rolle der VerwalterInnen auf, die Natur wird zu einer durch die Jagd verwaltete und genutzte Ressource. Ich will sie daher die Natur als Ressource oder besser noch, die Verwaltete Natur nennen.

Ich habe bereits gesagt, dass am Anfang eines Gesprächs über die Jagd oft der Diskurs über die Schwierigkeit und Unvorhersehbarkeit der Jagd steht. Genauso oft wird die Jagd aber gleich zu Beginn des Gesprächs auch als notwendige und sinnvolle Ressourcenverwaltung legitimiert. Dieser Diskurs ist mindestens so allgegenwärtig wie der des ebenbürtigen Kampfes, vor allem wenn man einen Blick auf die offiziellen, legalen, und festgeschriebenen Sphären der Jagd wirft. Im Rahmen der Kantonalen Jagdgesetzgebung (Stand: 1. Juli 1999) heißt es beim „Gesetz über die Jagd und den Wildschutz im Kanton Graubünden (Jagdgesetz)“ gleich zu Anfang unter „I. Rechte und Aufgaben des Kantons“ in Art.1:

¹ Dem Kanton stehen im Rahmen des Bundesrechts das Jagdregal und das Verfügungsrecht über die wildlebenden Säugetiere und Vögel (Wild) zu.

² Der Kanton regelt und plant die Jagd. Er gewährleistet eine angemessene Nutzung der Wildbestände unter Berücksichtigung der Anliegen der Land- und Forstwirtschaft sowie des Natur- und Tierschutzes.

³ Der Kanton sorgt für die erforderliche Aufsicht.

Art. 2 folgt sogleich:

Dieses Gesetz bezweckt:

- a) gesunde Wildbestände und deren Lebensräume zu pflegen und zu erhalten;
- b) bedrohte Tierarten zu schützen;
- c) Die Wildschäden an Wald und landwirtschaftlichen Kulturen auf ein tragbares Mass zu begrenzen;
- d) die Wildbestände durch die Bündner Patentjagd angemessen zu nutzen.

Die Jagd taucht hier als verlängerter Arm des Kantons auf, indem sie als ausführendes Organ die „angemessene Nutzung“ der Ressource Wild sicherzustellen hat. Die „wildlebenden Säugetiere und Vögel“, das heißt, die „Wildbestände“ stehen den forst- und „landwirtschaftlichen Kulturen“ gegenüber und bilden gemeinsam mit ihnen eine Natur, die durch unterschiedliche Interessen geprägt ist, deren Namen alle das Lexem ‚Wirtschaft‘ beinhalten. Es handelt sich um eine Natur, die es als wirtschaftliches Gut „zu pflegen und zu erhalten“, „zu schützen“, zu kontrollieren und „zu nutzen“ gilt. Diese Natur als Ressource schließt in ihrer Rationalität allerdings gleichzeitig das Konstrukt einer romantischen, vom Menschen unberührten Natur mit ein, welche in ihrer Wildheit den Negativabdruck der „Kultur“ darstellt und dieser dadurch Form verleiht. (Diese „Natur“ im Gegensatz zur „Kultur“ hat viel mit unserer Wilden Natur zu tun, ist aber nicht mit ihr zu verwechseln!) Selbst im Jagdgesetz kann man Spuren dieser Beziehung zwischen der unberührten „Natur“ und der „Kultur“ finden: so zeigt sich die hier dargestellte Verwaltete Natur einerseits als ein vom Menschen kontrolliertes und verwaltetes wirtschaftliches Gut, andererseits werden ihre tierischen Bewohner als „wildlebend“ bezeichnet und forst- und landwirtschaftlichen „Kulturen“ gegenüber gestellt. Art. 20 im Abschnitt „IV. Planung der Jagd“ des Jagdgesetzes macht diesen doppelbödigen Charakter der Verwalteten Natur besonders deutlich:

¹ Die Jagd ist zu planen, um gesunde, den örtlichen Verhältnissen angepasste und natürlich strukturierte Wildbestände zu erhalten.

² Es sind die Bestände aufzunehmen, ihre Entwicklung zu überwachen sowie ihre Einwirkungen auf landwirtschaftliche Kulturen, Wald, Weiden und andere Tierarten zu erfassen.

³ Gestützt auf diese Erhebungen werden Abschusspläne erstellt. Diese legen die Anteile fest, welche den Beständen zu entnehmen sind.

Diese Paragraphen sind voller innerer Widersprüche bezüglich des Charakters der „Natur“. Zum Beispiel Absatz 1: die Wildbestände sollen hier zwar „örtlichen Verhältnissen *angepasst*“ werden, sind dabei aber gleichzeitig „gesund“ und vor allem „*natürlich* strukturiert“ (meine Akzentuierungen). Die unausgesprochene Vorstellung einer vom Menschen unabhängigen Natur bleibt auch hier trotz des verwaltenden Moments bestehen. Aber wenn es doch die Jagd ist, welche die Wildbestände und -Strukturen regelt (siehe Art. 20, Absatz 1 oder Art. 2 d)), nimmt sie dann nicht die Rolle der Natur ein? Die Natur ist damit nicht vom Menschen unberührt, sie *ist* der Mensch mit all seinen Verwaltungsapparaten. Zuerst gilt es jedoch einmal, sich auf den ressourcenartigen Charakter der Verwalteten Natur zu konzentrieren. Radikal gesagt reduziert die Verwaltete Natur die „wildlebenden Säugetiere und Vögel“ auf reine Bestände, die „aufgenommen“, „überwacht“ und „erfasst“ werden können (Art. 20, Absatz 2) und über die der Kanton „verfügt“ (Art.1, Absatz 1). Was in der Wilden Natur eine bravouröse Heldentat ist, das Erlegen eines wilden Tiers durch die in ihren Möglichkeiten durch die mindestens ebenbürtige Wilde Natur begrenzten JägerInnen, wird in der Verwalteten Natur zur „Entnahme eines Anteils eines Bestandes“ (Art. 20, Absatz 3). Das Wild wird zum Guthaben, zum Bestand, zur Zahl. In einem internationalen Projekt zur Untersuchung der Hirschmigration wurde eine Anzahl von Hirschen mit GPS-Chips besendert, um ihre jährlichen Wanderungen und ihre jeweiligen Sommer- und Winteraufenthaltsorte, welche sich über die Grenzen der Schweiz, Österreichs und Liechtensteins hinweg erstrecken,

zu erfassen (siehe dazu den Leitartikel „Hirsche kennen keine Grenzen“ in der Regionalzeitung „büwo – bündner woche“ in der Ausgabe vom 13.08.13 S. 1-3, auch online unter www.buendnerwoche.ch). „Wildlebende Säugetiere“ werden damit in Informationsquellen und Datenströme verwandelt, sie mutieren zu Agenten der menschlichen wissenschaftlichen Forschung. All dessen ungeachtet geistert in der Natur als Ressource nach wie vor die Idee einer unberührten, gottgegebenen Natur umher. Die Natur als Ressource trägt diesen immanenten Zwiespalt als zentrale Charaktereigenschaft in sich.

Die Frage, inwiefern das Wild in dieser Verwalteten Natur tatsächlich „wild“ oder nicht ist, also ob es einer (imaginierten) unberührten oder doch einer vom Menschen geprägten, kontrollierten oder sogar konstruierten Natur zugeordnet werden muss, ist eine Aushandlung der Beziehung zwischen „Natur“ und „Kultur“. Das Verhältnis dieser beiden Pole im Rahmen der Verwalteten aber auch in den anderen hier besprochenen Naturen werde ich zu einem späteren Zeitpunkt der Arbeit genauer untersuchen. Ich möchte an dieser Stelle jedoch kurz wiedergeben, was der französische Ethnologe Bertrand Hell über die Funktion des Wilds als Repräsentant des „Wilden“ in der europäischen Kulturgeschichte sagt:

According to the archaeologist J.D.Vigne (1993), the social construction of a specific domain defined as wilderness came into effect during the very process of neolithisation. Studying the selective domestication strategies that operated in European societies, he argues that certain animal species, particularly the cervidae, were deliberately left in their wild state in order to safeguard their appropriation by hunting. This practice thus became the highly symbolic and strictly codified human activity intended to deal with the Wild. (Hell 1996: 216)

Cerviden, also Hirsche, werden laut Hell im Gegensatz zu Kühen, Schafen oder Pferden also ganz bewusst nicht domestiziert, um sie als Verkörperungen des „Wilden“ zu bewahren und so der Jagd zu überlassen, welche dieses „Wilde“ dominieren kann. Das Ganze dient demnach dazu, die Gesellschaft, beziehungsweise die „Kultur“ in ihrer Abgegrenztheit und Überlegenheit der „Natur“ und dem „Wilden“ gegenüber zu bestärken. Der Status des Wilds bleibt bei dieser Betrachtungsweise allerdings höchst ambivalent, denn trotz des Anscheins der Unberührtheit durch den Menschen, scheint seine Eigenschaft als undomestiziertes Wild durch die Gesellschaft gewollt und bewusst konstruiert, beziehungsweise konserviert zu sein. Das Attribut „wild“ (im Gegensatz zu „domestiziert“) wird hier tatsächlich mit sehr gegensätzlichen Konnotationen besetzt.

Den JägerInnen wird in der Natur als Ressource jedenfalls die Rolle der rechtschaffen(d)en VerwalterInnen, der ErfasserInnen, PlanerInnen und GleichgewichtsbewahrerInnen zuteil. Indem sie Wald und Wild hegen und pflegen, Wildbestände erfassen und regulieren, indem sie diese mit land- und forstwirtschaftlichen Interessen vereinbaren, tragen die JägerInnen ihren Teil zu einer funktionierenden, ausgewogenen Gesellschaft bei, in der Ordnung und Kultur über Chaos und Wildheit herrschen. Es braucht nur noch einen Gedankenschritt, bis die Jägerin vor dem geistigen Auge zur fleißigen Ameise, der Jäger zum kleinen Rädchen in der großen Maschinerie des Staates wird. Dieses Bild steht natürlich in krassem Gegensatz zu dem des rauen und selbstbestimmten Helden, der sich dem Kampf mit der Wilden Natur stellt und sich holt, was er braucht. Mich hat es immer wieder fasziniert, wie problemlos

diese beiden kontrastierenden Bilder und damit einhergehend die Verwaltete Natur und die Wilde Natur trotz ihrer Widersprüchlichkeit neben- und miteinander existieren.

Die Natur als Ressource bietet die Grundlage für einen Großteil der offiziellen und schriftlichen Dokumente und Informationsquellen, die irgendwie mit der Jagd zu tun haben: neben den Gesetzen, Jagdbetriebsvorschriften und Jagdprüfungsunterlagen inkorporieren und reproduzieren auch Jägerzeitschriften und Beiträge in allen möglichen Medien die Idee der Verwalteten Natur als eine Seite des Bildes, das die Jagd in der Öffentlichkeit hat. Begriffe wie Wildverbiss, Wildschäden, Populationsdruck, Fallwildverluste, Bestandsregulierung und so weiter sind die Schlagwörter, wenn es um die Jagd geht. In der weiter oben schon erwähnten Ausgabe der „büwo – bündner woche“ wurde in einer Umfrage die nicht-jagende Bevölkerung Graubündens nach ihren spontanen Assoziationen mit der Jagd gefragt („büwo – bündner woche“ vom 13.08.13, Seite 5, auch online unter www.buendnerwoche.ch). Einige Ausschnitte beziehen sich eindeutig auf die Natur als Ressource. Als erstes gilt es auf den Übertitel des Artikels hinzuweisen, welcher aus dem Zitat „Ich weiss, dass es nötig ist“ besteht. Ein junger, potenziell an der Jagd interessierter Mann wird wie folgt zitiert: „Die Tiere vermehren sich schnell, man muss den Bestand regulieren, die Tiere aber nicht ausrotten.“ Eine ältere Dame, die nach eigener Aussage „eine Hütte in einem Jagdgebiet“ hat, weiß: „Es gibt auch kranke und schwache Tiere. Da ist es gut, wenn man sie schießt.“ Ein bekennender Vegetarier äußert sich trotz seiner Ernährungseinstellung folgendermaßen: „Aber ich weiss, dass man einen zu grossen Tierbestand regulieren muss, Wild macht den Wald kaputt.“ Selbst eine vehemente Jagdgegnerin, für die „die Jagd in erster Linie Tierquälerei“ ist, beugt sich der offensichtlich unweigerlichen Notwendigkeit, die Natur als Ressource verwalten zu müssen: „Aber ich weiss, dass das [die Jagd] nötig ist, um Wildbestände zu kontrollieren.“

Diese Zitate lassen sich in der Tat sehr gut unter dem Übertitel „Ich weiss, dass es nötig ist“ zusammenfassen. Die Aussagen machen deutlich, wie die Jagd hier als notwendige Verwaltung der Ressource Wild gesehen wird, eines von verschiedenen wirtschaftlichen (jagd-, forst- und landwirtschaftlichen) aber auch tierschützerischen Interessen geprägten Guts. Dieser letzte Punkt ist interessant. Die regulierenden Tätigkeiten der Jagd sind nicht nur auf die „Kultur“ ausgerichtet, sondern sollen auch zum Wohle der „Natur“ geschehen. Man tut in diesem Sinne also nicht nur der Gesellschaft etwas Gutes, wenn man Wildbestände reguliert und die „Natur“ somit den kulturellen Bedürfnissen und Verhältnissen anpasst. Die Regulierung der Bestände, insbesondere das Schießen „kranker und schwacher Tiere“ und die Vermeidung von lokaler Wild-Überbevölkerung und deren negativen Folgen in Form von Futterknappheit und extremer Konkurrenz, geschehen gewissermaßen den Wildtieren, also der „Natur“ zuliebe. Die „Entnahme eines Anteils eines Bestandes“ (Kantonales Jagdgesetz, Art. 20, Paragraph 3), also das Erlegen der im Vorhinein durch das kantonale Amt für Jagd und Fischerei festgesetzten Jagdstrecke (Anzahl an zu erlegenden Tieren) dient nicht nur dazu, die Zahlen des kantonalen Amtes in Ordnung zu bringen, sondern soll auch unnötiges Leid von den Wildtieren fernhalten. Die sogenannten Wildasyle sollen dem Wild nicht nur zum Schutz gegen die JägerInnen dienen, sondern stellen auch durch den Menschen zur Verfügung gestellte und durch seine jägerische und hegerische Aktivitäten perfekt verwaltete Oasen der Ausgeglichenheit und Balance für die Tiere dar. Die künstliche Wiederherstellung einer ursprünglichen, ausgeglichenen Natur zum Wohl des Wilds. Auch der ganze weidmännische Diskurs kann natürlich in diesem Licht betrachtet werden. Die Jagd ist somit nicht nur

als regulierendes, der Gesellschaft Ordnung bringendes Element, sondern auch als gerechte, tierfreundliche und ethisch vorbildliche Praxis legitimiert.

Genau dieser doppelt legitimierende Diskurs ist es, den ich im Gespräch mit JägerInnen sehr, sehr oft zu hören bekam. Fast schon mechanisch wurde mir sowohl von jagenden als auch nicht-jagenden Forschungsteilnehmenden die inhaltliche Botschaft des Jagdgesetzes und des damit verknüpften Diskurses der notwendigen Bestandsregulierung wiedergegeben. Bei den Jägern und vor allem bei meinem Interview mit dem lokalen Wildhüter hatte ich oftmals das Gefühl, dass diese Argumentation auswendig gelernt wurde, so absolut routiniert, fast schon automatisch war ihre Reproduktion. Interessanterweise stellte ich in meinen Gesprächen mit den Jägern vor allem zu Beginn meiner Forschung auch des Öfteren fest, dass diese den Drang verspürten, den Tötungsakt im Rahmen der Jagd zu legitimieren und das Gefühl hatten, sich mir gegenüber dafür rechtfertigen zu müssen. In meinem ersten Interview, das ich mit einem gut sechzigjährigen passionierten Jäger durchführte, den ich erst im Laufe meiner Feldforschung, und zwar durch die Vermittlung eines mir schon vorher bekannten Jägers kennengelernt hatte, tauchte die Rechtfertigung gleich zu Anfang auf. Wir hatten unser Gespräch damit begonnen, über das ursprüngliche Interesse und den ersten Kontakt meines Partizipanten mit der Jagd und seinen Werdegang zum Jäger zu sprechen. Er erklärte mir, dass er bereits als kleines Kind über seinen Großvater mütterlicherseits und das mit ihm geteilte Interesse an Tieren zur Jagd gekommen sei. Das gemeinsame Beobachten der Tiere in der freien Wildbahn bedeutete den Beginn seiner hernach leidenschaftlichen Ausübung der Jagd.

Ja, ich hab' sie einfach gerne gesehen, die T[iere]- oder ich seh' sie heute noch gern und dann... Aber wenn dann mal die Jagd da ist, dann ist es halt wieder anders, dann ist... Aber man m-muss ja, sonst gäbe es zu viele Tiere, nicht?!

Um die Kernaussage dieses Zitats zu verstehen, muss man zwischen den Zeilen lesen. Das nicht Gesagte, nämlich das Töten der Tiere, welches die Jagd beinhaltet, ist der Kern dieser rechtfertigenden und erklärenden Aussage. Das genuine Interesse an den Tieren (welche kaum richtig ausgesprochen werden) auf der einen und die Notwendigkeit der Bestandsregulierung auf der anderen Hand (sie wird leicht verstottert) rahmen als Fender oder Puffer die harte Realität der Jagd ein und versuchen durch diese Einbettung das zu erklären und zu legitimieren, was verschwiegen wird: den extremen Eingriff des Tötens, den die Jagd bedeutet.

Wie sich im Laufe meiner Feldforschung herausstellte, beruht das Verschweigen eines als mögliches Tabu wahrgenommenen Aktes und der Drang zur Rechtfertigung seitens der JägerInnen auf einer starken Wahrnehmung einer jagdkritischen Einstellung, welche automatisch mit nicht-einheimischen und dadurch gleichzeitig unweigerlich als naturunkundig eingestuft Menschen assoziiert wird. Da mich mein Interviewpartner bei der Gelegenheit zum ersten Mal traf, konnte er trotz – oder gerade wegen – meines Interesses an der Jagd nicht ausschließen, dass ich als städtischer Feriengast kritisch zur Jagd eingestellt bin. Er musste also von der Möglichkeit ausgehen, dass das Töten von Wildtieren für mich ein Tabu oder gar ein Verbrechen darstellen könnte, was wiederum die eben beschriebene Einbettung und Legitimierung anhand des Verweises auf sein genuines Interesse an Tieren und die Natur als zu verwaltender Ressource nötig erscheinen ließ. Das Thema der Rechtfertigung wird im Kapitel

3.3.1. noch ausführlicher besprochen. Was ich an dieser Stelle aber nochmal hervorheben möchte, ist die zentrale Rolle der Verwalteten Natur in diesem Diskurs der Rechtfertigung. Die gewissermaßen ontologische Verankerung einer aus unterschiedlichen Gründen zu regulierenden Natur – einerseits muss das Chaos des „Wilden“ durch die Gesellschaft geordnet und andererseits der Schutz der Tiere vor unnötigem Leid gewährleistet werden – führt dazu, dass das Töten von Wildtieren obligatorisch und damit ohne Zweifel gerechtfertigt wird. „Man muss ja!“

Dementsprechend baut auch ein großer Teil der Jagdpraxis, der sich über das ganze Jahr erstreckt und von WildhüterInnen und besonders aktiven und je nach Perspektive „angefresenen“ oder „verantwortungsvollen“ JägerInnen ausgeführt wird und unter die offiziellen Kategorien der „Jagdplanung“ und der „Hege und Pflege“ fällt, auf diesem doppelten Mandat der Natur als zu verwaltender Ressource auf. Bertrand Hell trennt in seinem Artikel die europäische Jagdkultur in zwei Traditionslinien auf, die durch ihren unterschiedlichen Zugang zur Ressource Wild charakterisiert sind (*„hunting as harvesting“* vs. *„hunting as gathering“*). Die mit der „Hege“ verbundenen Praktiken des *„hunting-as-harvesting“*, welche Hell im deutschsprachigen Europa verortet, kommen der auf der Verwalteten Natur aufbauenden Jagdpraxis in meinem Forschungskontext sehr nahe.

[The hunter] watches over and maintains an optimal deer population in his hunting territory by seeing to it that all animal predators are destroyed, and that the deer are provided with forage and mineral licks. Through the practice of so-called „selective shooting“, hunters also kill males with irregular or asymmetric antlers; these animals are regarded – falsely according to ethologists – as being poor reproducers. This form of hunting revolves around a fundamental preoccupation: the praxis of „Hege“. (Hell 1996: 206)

Die „Hege“ als das ganze Jahr durch betriebene Praxis beinhaltet das Bereitstellen von Salzsteinen und Winterfutterstellen, das Erlegen kranker, schwacher, verletzter oder anormaler Tiere durch die WildhüterInnen, das Aufforsten bestimmter Waldgebiete, die Instandhaltung oder neue Inbetriebnahme von Wildasylen, Wildruhezonen und weiteren Wildschutzmaßnahmen. Der Begriff des *hunting-as-harvesting* (und analog dazu Hells Bezeichnung der JägerInnen als ErnterInnen – ebenfalls auf S. 206) trifft insofern auch auf die auf der Verwalteten Natur aufbauenden Jagdpraxis in meinem Forschungskontext zu, als das Wild zu einer Ressource wird, die gepflegt und erhalten werden muss, damit eine reiche Ernte in Form von zahlreichen gesunden Tieren eingefahren werden kann. Das „wildlebende Säugetier“ kommt damit einem domestizierten Lebewesen, ja einem Kornfeld sehr nahe. Die Trophäen, die bereits in der Wilden Natur aufgetaucht sind, erscheinen hier in einem etwas anderen Licht. Als von allen JägerInnen angestrebtes Prestigeobjekt beeinflussen sie die Regulierungsmaßnahmen dahingehend, dass sie zugunsten von Tieren mit besonders prächtigen Trophäen ausgerichtet werden. Die Trophäe ist somit kein Geschenk der Wilden Natur mehr, sondern ein durch jagdwirtschaftliche Bemühungen gezielt herbeigeführtes, sozusagen durch den Menschen gezüchtetes Produkt der Verwalteten Natur.

Auch der Umgang mit Tieren durch die WildhüterInnen, für die das Wild zum Arbeitsmaterial wird, wenn sie es das Jahr über zählen und überwachen oder während der Jagd die von JägerInnen erlegten Tiere begutachten, vermessen und wiegen, geht in die selbe Richtung. Von

der ehrfürchtigen, feierlichen, fast schon devoten Haltung den erlegten Tieren gegenüber, wie ich sie bei den JägerInnen im Rahmen der Wilden Natur und der Repräsentation beschrieben habe, konnte ich nichts sehen, als ich den kantonalen Wildhüter, der für das Dorf und einige Nachbargemeinden zuständig ist, bei seiner Arbeit während der Jagdzeit beobachtete. Routiniert und professionell, effizient und gewissenhaft – trotzdem aber niemals respektlos – nahm er vor der Garage seines Hauses erlegte Tiere von den Jägern entgegen und hängte sie gemeinsam mit ihnen an einen an der Waage befestigten Haken, um das Gewicht zu ermitteln. Dabei legte er eine Plastikfolie auf den Boden, um das Wild möglichst sauber zu halten und Blutspuren oder sonstige ungewollte Überbleibsel in der Auffahrt zu vermeiden. Bei der Feststellung des Alters eines Tiers untersuchte er den Abnutzungszustand der Zähne und zählte gegebenenfalls die Jahresringe an den Krickeln. Als er einmal nicht gut genug an die hinteren Backenzähne einer Gämse herankam, setzte er diese kurzerhand mit einem sauberen Schnitt im Lippenwinkel frei. Krickel, Hörner, Geweihe oder einzelne Enden maß er mit dem Metermaß auf den Millimeter genau ab. Obwohl er sich zu jedem Zeitpunkt bewusst war, welche große symbolische und emotionale Bedeutung zum Beispiel ein besonders schwerer Gamsbock für den Jäger hatte, lagen für ihn doch die reine Materialität des Tierkörpers, beziehungsweise seine wildökologischen und vor allem jagdrechtlichen Eigenschaften, das heißt die spezifischen Maße und Bestimmungen, die er als Wildhüter zu beachten hatte, im Vordergrund.



Abbildung 4: Altersfeststellung durch den Wildhüter.

Auch für die JägerInnen bedeutet ein frisch erlegtes Tier in aller erster Linie einen Körper, den man schnellstmöglich auszuweiden hat, was zum Beispiel bei einem großen Hirsch eine durchaus blutige und anstrengende Angelegenheit werden kann. In der Jägersprache wird die sehr auf das Materielle zentrierte, alles andere als romantische Ebene dieser Arbeit (man denke an das Vorwort) denn auch durch den poetischen Namen „die rote Arbeit“ etwas entfremdet. Bevor der Körper eines erlegten Wilds also zu einem Repräsentations- und Prestigeobjekt, einem Gunstbeweis oder einer Trophäe werden kann, bedeutet er in erster Linie ein bestimmtes Material, das es zu verarbeiten, ein Gewicht, das es irgendwie ins Tal herunter zu bringen gilt.

In ganz extremer Weise wird die zu verarbeitende Materialität eines Tierkörpers dann deutlich, wenn man sich in den Metzgergesellen hineinversetzt, welcher zwei Gämsen annahm,

welche die Frau eines Jägers mit meiner Hilfe bei ihm zur Weiterverarbeitung abgab. Kaum hatten der Geselle und ich die beiden Körper vom Kofferraum in die Annahme-Halle getragen und auf den nackten Boden gelegt, kaum waren die genauen Bestellungen und Verarbeitungsanweisungen der Frau notiert, machte sich der Geselle auch schon mit einem kleinen, unscheinbaren aber offensichtlich haarscharfen Fleischermesser daran, mit schnellen, völlig unaufgeregten Bewegungen die Köpfe der beiden Gämsen abzuschneiden. Abgesehen davon, dass sie sowieso dem Jäger zustanden, bedeuteten die Trophäen, diese für JägerInnen so wichtigen Prestigeobjekte, für den Metzgergesellen lediglich einen für ihn nicht zu verarbeitenden Teil des Tierkörpers, den es abzutrennen und seinem rechtmäßigen Besitzer mitzugeben galt. So drückte er uns die beiden abgetrennten Köpfe auch ohne viel Aufhebens in die Hand. Wir waren noch nicht einmal auf halbem Weg zum Auto, als ich zurückblickte und durch den kleiner werdenden Spalt der großen, langsam zuschwingenden Türen sah, dass eine der kopflosen Gämsen bereits ihrer Hufe entledigt, einer der Hinterläufe zur Hälfte gehäutet und das ehemals stolze Tier zu einem reinen Stück Fleisch geworden war.

Im Sinne der Verwalteten Natur als Grundlage von Jagdpraktiken möchte ich auch die Bedeutung der Ausrüstung der JägerInnen, insbesondere der dazu gehörigen technischen Geräte beschreiben. Für jede/n JägerIn ist es ein Muss, angemessen für die Jagd ausgerüstet zu sein. Die Ausrüstung fängt bei den Schuhen, wetterabhängiger funktionaler Kleidung (von Thermo-Unterwäsche und gefütterten Jacken über wasserabweisende Capes und Hosen bis hin zu leichten Westen, luftdurchlässigen Hosen und Sonnenhüten) und praktischen Rucksäcken an, beinhaltet wichtige Accessoires wie Sitzkissen, Sonnenbrillen, Gürtel oder andere Aufbewahrungsorte für Patronen, verschließbare Plastiksäckchen für den Transport innerer Organe wie Leber oder Herz und natürlich das ganze Arsenal an technischen Geräten, angefangen bei Gewehr und Munition über Fernglas, Fernrohr, Stativ und Messer bis hin zum Entfernungsmesser. Ein interessanter Punkt, den ich kurz erwähnen möchte, ist die olivgrüne Tarnfarbe, in der so gut wie alle Ausrüstungsgegenstände der JägerInnen gehalten sind. Zu meiner großen Überraschung gingen die Meinungen über den tatsächlichen Tarneffekt der Kleidung sehr auseinander, wobei die Mehrheit meiner Partizipanten davon ausging, dass die Farbe aufgrund der Farbenblindheit des Wilds reiner Selbstzweck sei. Wenn das stimmt, bekäme die tarnfarbene Ausrüstung die Rolle einer Uniform, welche die JägerInnen nach außen hin klar als die Ressource Wild verwaltende und damit die Gesellschaft ordnende Organe ausweist. Auf der Wilden Natur oder der Heimat-Natur aufbauend könnte man die tarnfarbene Jägerausrüstung allerdings auch als eine Art Verkleidung deuten, welche das Gefühl des Ausnahmezustandes, den die JägerInnen während der Jagd verspüren, auf der Ebene der Kleidung widerspiegelt.

Zurück zu den technischen Geräten im Rahmen der Verwalteten Natur. Einwandfrei funktionierende Waffen, funktionstüchtige Ausrüstung, hochentwickelte Technologien wie in das Fernglas integrierte Entfernungsmesser oder intelligente Zielfernrohre gehören zum/r JägerIn als VerwalterIn der Ressource Wild und bilden die Voraussetzung für die erfolgreiche Umsetzung des gesellschaftlichen Auftrags, welcher die Jagd in diesem Licht bedeutet. Die technischen Geräte werden zu wichtigen Arbeitsinstrumenten, welche das ausführende Organ des/r JägerIn in seiner/ihrer Unfehlbarkeit möglichst unterstützen sollen. Während ein bestimmter „Stutzer“, also ein in unserem Kontext übliches Jagdgewehr, den man zum Beispiel von seinem Vater geerbt oder geschenkt bekommen hat, in der Wilden Natur eine symbolische und emotionale Bedeutung hat und die besondere Individualität des Helden hervorhebt, wird das Gewehr in der Verwalteten Natur, beziehungsweise in der auf ihr auf-

4. Von den Naturen

bauenden Jagdpraxis zum geeichten und normierten Werkzeug, welches die möglichst effiziente und ethisch korrekte Ausführung des gesellschaftlichen Mandats der Bestandsregulierung sicherstellen soll. Grob zugespitzt und etwas plakativ könnte man sagen, dass das Gewehr in seiner Bedeutung von der charakteristischen Keule Herakles', mit der in der Wilden Natur Siege gegen „wilde“ Tiere errungen werden, zum massenproduzierten Skalpell eines Chirurgen in der Verwalteten Natur wird, mit dem „einem Bestand ein Anteil entnommen“ wird.

Es gab mittlerweile einige Beispiele dafür, wie ein und derselbe Akteur – sei es das Gewehr, seien es die Trophäen oder das Wild an sich, seien es die JägerInnen – in den unterschiedlichen Naturen, beziehungsweise den auf ihnen aufbauenden Jagdpraktiken mit sehr unterschiedlichen, zum Teil sogar widersprüchlichen Bedeutungen und Rollen ausgestattet wird. Tatsächlich ist es meines Erachtens so, dass die einzelnen Naturen keine abgeschlossenen und sich gegenseitig ausschließenden Sphären der Jagd darstellen. Im Gegenteil. Erst in der Fülle der parallelen, komplementären, manchmal sogar gleichzeitig ausgeführten Realisierungen der verschiedenen Naturen entsteht die wirkliche Manifestation des Phänomens, das als Jagd bezeichnet wird. Es handelt sich bei den Naturen nicht nur um verschiedene Perspektiven auf ein und dieselbe Jagd. Das wäre zu einfach. Es handelt sich vielmehr um unterschiedliche Aspekte oder Momente eines komplexen und wie alle empirischen Entitäten „fluiden“ (Sørensen 2012: 333), da gemachten oder immerzu werdenden Phänomens, das seinen Charakter durch diese Gleichzeitigkeiten und Widersprüchlichkeiten erhält. Und diese Aspekte werden in unterschiedlichen Situationen durch verschiedene, sich verändernde oder mit unterschiedlichen Bedeutungen besetzte Akteuren immer wieder neu ausgehandelt, praktiziert und ausgeführt.



Abbildung 5: Heimatverbundener Held oder Verwalter mit Überblick?



Abbildung 6: Ein Gamsbock im offenen Kofferraum auf dem Dorfplatz: Prestigeobjekt, Gunstbeweis und zu transportierende Masse zugleich.

4.4. JAGD ALS HOBBY IM ABENTEUERSPIELPLATZ NATUR

Nach den bisher vorgestellten Aspekten der Jagd in Form der Heimat-Natur, der Wilden Natur und der Verwalteten Natur möchte ich nun noch eine weitere Natur vorstellen: die Hobby-Natur oder die Natur als Abenteuerspielplatz.

Wie ich bereits geschildert habe, bezeichneten viele der Forschungsteilnehmenden die Jagd als ihr Hobby. Auch in der schon zitierten Umfrage in der büwo zeigen einige Aussagen deutlich, dass die Jagd in der Bevölkerung durchaus auch als Hobby verstanden wird. Tatsächlich sind die abgedruckten Aussagen eher kritische Einschätzungen dieses Hobbys. Eine junge Frau findet zum Beispiel: „Jagd ist nötig, aber man soll sie nicht als Leistungssport betreiben. Jäger sollen nicht übertreiben und darauf aus sein, die meisten Tiere zu erlegen. Anschließend muss man wissen, was man mit dem Fleisch macht.“ Für die schon bekannte Jagdgegnerin ist klar: „Als Hobby würde ich nicht gerade die Jagd wählen, obwohl ich weiss, dass auch Frauen jagen.“ Und auch ein junger Familienvater äußert seine Zweifel an dem Hobby Jagd: „Ich hätte auch keine Zeit für dieses Hobby. Für Familien mit Kindern ist es nicht ideal, wenn der Vater viele Ferientage auf der Jagd verbringt.“

In einem Interview sprach ich mit dem Wildhüter über die unterschiedliche Bedeutung der Jagd früher und heute. Er bemühte dabei einen weit verbreiteten Spruch: „Früher ist es eine Jagd fürs Fleisch gewesen, nicht, und heute ist es fast mehr das Gegenteil, heute ist es fast mehr die Trophäe, die da ... [verfolgt wird.]“ Im direkt anschließenden Verlauf des Gesprächs verwies er darauf, dass die Jagd aktuell wieder mehr Zulauf von JungjägerInnen genieße, was er als „Modesache“ bezeichnete. Um noch einmal die unterschiedliche Bedeutung der Jagd im Lauf der Zeit klarzumachen und den besonders sportlichen und freizeithlichen Charakter der Jagd als Hobby heute zu unterstreichen, wies er auf die Tatsache hin, dass die Jagd früher aufgrund eines mangelnden breiteren Angebots an „Sportarten“ naheliegender war. Früher wie heute sei sie ein „Sport“ oder ein „Hobby“ gewesen, doch im Gegensatz zur heutigen breiten Palette an Outdoor-, Berg- und Extremsportarten sei die Jagd früher noch mehr aus alter Gewohnheit und aus Mangel an Alternativen ausgeführt worden. Die Hochjagd sei in Graubünden aber „kulturell verwurzelt“ und so ließe sich wohl unter anderem erklären,

warum die Jagd sich auch heute noch als beliebtes und weit verbreitetes Hobby gegen andere „Sportarten“ durchzusetzen vermag.

Auch in einem anderen Interview sprach ich mit einem Partizipanten darüber, dass die Jagd heute vor allem bei der jüngeren Generation – und auch zunehmend bei Frauen – aufgrund ihrer „Urtümlichkeit“ wieder hoch im Kurs steht – etwas, das an die Heimat-Natur erinnert. Die Jagd als Hobby kommt aber auch der Jagd in der Wilden Natur sehr nahe, da auch hier von einer Art Auseinandersetzung zwischen JägerInnen und der „Natur“ ausgegangen wird. Allerdings hat diese hobbymäßige Auseinandersetzung eher den Charakter eines spielerisch-sportlichen Leistungsvergleichs, als den eines epischen Überlebenskampfes. Die Natur ist hier nicht eine wilde, gleichzeitig raue und üppige Überlebenswelt, sondern wird zu einer Art Abenteuerspielplatz oder Spielfeld, Austragungsort eines Leistungsvergleichs zwischen JägerInnen und Wild, aber auch unter den JägerInnen. Nicht selten wird in diesem Zusammenhang von „Fairness“ und „Fairplay“ gesprochen. Der eben erwähnte Partizipant meinte diesbezüglich in der heutigen Zeit eine Verschiebung des Gleichgewichts zwischen den beiden Widersachern zu erkennen: während das Wild „auf dem gleichen Stand bleibt“, seien wir Menschen in der Lage, Technologien stetig weiterzuentwickeln und uns dadurch langsam einen Vorteil dem Wild gegenüber zu schaffen, ein gewissermaßen unfaires Verhalten. „Ein Stück weit muss das Wild ja auch eine Chance haben, oder nicht?“ Wie um das Machtverhältnis wieder zurechtzurücken und den Zustand einer fairen, wirklich herausfordernden Auseinandersetzung wieder herzustellen, ergänzte der Forschungsteilnehmende jedoch gleich darauf: „Gut, sie [die Wildtiere] passen sich schon an, sie werden einfach wilder und scheuer!“

Auch die konkrete Konfrontation der beiden Gegner fällt dabei unter die Sichtweise einer fair geregelten Auseinandersetzung. Vor allem die ältere Generation, welche die Jagd noch ohne Zielfernrohr und mit deutlich weniger technischer Unterstützung als heute kannte, verweist dabei des Öfteren auf die Fehlbarkeit des Schützen sowie des Gewehrs. Während dahingegen perfekt kalibrierte Gewehre und Munition und im Fernrohr integrierte Distanzmesser heutzutage als selbstverständlich erachtet werden, wird trotzdem von allen JägerInnen darauf beharrt, dass auch im Moment, in dem das Tier im Fadenkreuz der Jägerin oder des Jägers steht, noch alles offen ist. Neben der Möglichkeit eines Fehlschusses werden hier in erster Linie die Schwierigkeit des Ansprechens und die Tatsache, dass das Tier an einem günstigen Ort und in günstiger Position stehen muss, angeführt. Das „Ansprechen“ ist ein Begriff aus der Jägersprache und bezeichnet den Vorgang, in dem der/die JägerIn das Geschlecht und das ungefähre Alter des Tieres und weitere relevante Merkmale wie die Länge von Krickeln, Hörnern oder Geweihen, den Trächtigkeitstatus oder die Frage der Mutterschaft feststellen muss. Dies klingt leichter als es ist. Wer schon einmal ein Wildtier durch ein Fernglas beobachtet hat, weiß, wie schwierig es tatsächlich ist, diese Eigenschaften mit hundertprozentiger Sicherheit festzustellen. Sogar bei guter Sicht und viel Licht kann der Schein ganz schnell trügen, vor allem wenn es um Zentimeterentscheidungen geht. Der Abschuss von Wild ist gesetzlich streng reguliert, und es gibt für jede Wildart unterschiedliche Regelungen, die zudem fast jährlichen Veränderungen unterliegen. Wer sich irrt und ein nicht freigegebenes Tier schießt, zahlt saftige Strafen. Zudem muss das Wild so stehen, dass dahinter ein Kugelfang ist und kein sogenanntes „Hohliecht“, offenes Gelände, in dem eine Kugel eventuell noch mehrere Kilometer weit fliegen und zur Gefahr werden kann. Gerade auch die Frage, ob ein weibliches Tier eventuell trächtig ist oder gerade ein Kitz hat, das sich

im Moment versteckt, ist oft entscheidend dafür, dass der/die JägerIn im Zweifel nicht schießt.

Die Jagd als Hobby wird also zu einer spielerisch-sportlichen, geregelten Auseinandersetzung. Diese beinhaltet einen leistungsorientierten Aspekt, den Kampf mit äußeren Widrigkeiten wie schlechtem Wetter, dichtem Gebüsch, steilen Hängen, anderen JägerInnen und unvorhersehbarem, scheuem Wild aber auch mit dem inneren Schweinehund. Für Hobby-JägerInnen¹⁸ besteht der Reiz der Jagd unter anderem in einer körperlichen Herausforderung, das heißt, in einer extremen körperlichen Hingabe, die bis zur Verausgabung reicht, aber auch in der Übung und Zurschaustellung pirsch- und schusstechnischer Fähigkeiten. Der Leistungsdruck, beziehungsweise die latente Konkurrenz zwischen den einzelnen Jagdgruppen, von der mir viele Forschungsteilnehmende erzählten, ist sicher auch unter diesem Aspekt zu sehen. Die Auseinandersetzung zwischen den JägerInnen und dem Wild kann bisweilen jedoch auch einen spielerischen Charakter annehmen, indem während der Jagd ein existenzieller kriegerischer Kampf (zwischen Menschen) auf einer anderen Ebene imitiert und nachgespielt wird. Während die Kinder mit Plastikgewehren und selber gemachten Bogen Indianer und Cowboy spielen, stellen die erwachsenen Kinder diesen Kampf mit echten Waffen und lebendigen vierbeinigen Zielen nach. Sowohl im spielerischen als auch im ernsthaft-sportlichen Zweikampf geht es darum, das Gegenüber zu überlisten und zu übertrumpfen. Wenn man den Blick auf einen bereits gut bekannten Akteur richtet, sieht man dass sich dessen Bedeutung in dieser Hobby-Natur verändert: von Gunstbeweisen oder herangezüchteten Prestigeobjekten wird die Trophäe zu einer Medaille oder einem Pokal, Auszeichnung der besonderen sportlichen Leistungen der/s Jägers/In. Dass dies das gesellschaftliche Bild der Jagd maßgeblich und zum Teil negativ beeinflusst, zeigen nicht nur die Ausschnitte aus der Umfrage, die ich zu Anfang dieses Unterkapitels zitiert habe, sondern auch die harsche Kritik seitens Umwelt- und Tierschützern, welcher sich die Jagd oft ausgesetzt sieht.

Neben den leistungsorientierten und spielerischen Aspekten gibt es auch den Entspannungs- und vergnügungsorientierten Charakter des Hobbys Jagd. Der Genuss der Jagdgemeinschaft oder aber der Einsamkeit in der „Natur“, das Gefühl von Ruhe und Freiheit, das Spannungsfeld zwischen Entspanntheit und absolutem Fokus, die insgesamt gelöste Atmosphäre, die während dieses Ausnahmezustandes herrscht, das Ausleben des Interesses an Wildtieren oder Waffentechnik und nicht zuletzt die Feierlichkeiten und der genüssliche Verzehr des Wildbrets in geselliger Runde – all dies macht die Jagd auch zu einem genussorientierten Hobby. Die Freude an der „Natur“ und am Draußensein und die Freiheit, sich in diesem Abenteuerspielplatz Natur nach Lust und Laune bewegen zu können, wurde denn auch von vielen meiner Partizipanten als größter Anreiz genannt, zur Jagd zu gehen. Bisweilen geht dieses kontemplative Element der Jagd fast in etwas Meditatives oder gar Spirituelles über. Ich besuchte einen älteren Jäger, der im Tal weithin den Ruf eines sympathischen, naturvernarnten Waldschrats genießt (ein anderer Forschungsteilnehmender bezeichnete ihn als „richtigen Naturmenschen“) vor der Jagdperiode in seiner Jagdhütte für ein Interview und ging später am Abend auch mit ihm angeln. Auf die Frage, was das Schönste für ihn an der Jagd sei antwortete er folgendermaßen:

¹⁸ Mit Hobby-JägerInnen meine ich JägerInnen, welche im Sinne der Hobby-Natur gesehen werden und benutzen den Begriff nicht, um eine Dichotomie Hobby-Professionalität zu implizieren, die es so in der Praxis gar nicht gibt.

[...] [W]eißt du, wenn ich da [auf die Jagd] geh', dann kann ich dort hin, geh' ich dort hin. Wenn ich da sitzen bleiben will, kann ich da sitzen bleiben, kann da auf die Seite schauen, kann aufs Land schauen, kann auf die Berge schauen... [...] Nein, da hast du deine Freiheit, bist in der Natur, bist draußen. Und wenn ich jetzt nicht mehr weiter will, dann bleib ich hier, und wenn ich jetzt noch weiter will, kann ich bis ganz oben hoch.

Das kontemplative Moment der Jagd, und die Natur, in der man sich frei bewegen und tun und lassen kann, was man will, werden hier, wie ich finde, sehr schön von dem Jäger formuliert. Es geht darum „draußen“ zu sein, ums „Schauen aufs Land und die Berge“ und um „Freiheit“.

Was die Jagd als Hobby also besonders prägt, ist der sportlich-kontemplative Umgang mit Wild und Landschaft. Der spielerische, amateurhafte¹⁹ Umgang mit der Hobby-Natur und der Ausrüstung steht im Gegensatz zur Verwalteten Natur, wo der Umgang mit der Ressource Natur und mit der für ihre Verwaltung notwendigen technischen Ausrüstung professionell und rational ist. Das Wild, das in der Verwalteten Natur einen zu kontrollierenden Bestand, eine zu verwaltende Ressource darstellt, wird für die Hobby-JägerInnen je nachdem zu einem Gegenspieler, den es mit fairen Mitteln zu bezwingen gilt, oder aber zum i-Tüpfelchen eines besonderen Naturerlebnisses. Die Ausrüstung und das jagdspezifische technische Material werden von auf Effizienz reduzierten Arbeitsinstrumenten zum Objekt eines leidenschaftlich ausgelebten Interesses.

Im Laufe des ersten Interviews meiner Feldforschung, das ich mit dem von mir bereits als „passionierten Jäger“ bezeichneten Mann durchführte, zeigte mir dieser seine gesamte Sammlung an Schusswaffen, welche er für die Jagd aber auch zu einem großen Teil aus emotionalen Gründen und zum reinen Vergnügen in einem Schrank aufbewahrte. Eins nach dem anderen zeigte er mir seine Gewehre: zuerst sein erstes, welches er jahrelang benutzt und mit vielen Erinnerungen und Emotionen verbunden hatte, dann das, welches er aktuell auf die Jagd mitnahm, gefolgt von einer Schrotflinte, wie sie für die Niederjagd benutzt wird, und zum Schluss einer Reihe zum Teil sehr alter Exemplare, welche schlicht als antiquarische Sammlerobjekte fungierten. Das Interview fand in seinem Wohnzimmer statt, dessen Wände voll von Trophäen und ausgestopften, erlegten oder gefundenen Tieren waren, dem ganzen Stolz meines Forschungsteilnehmenden. Das Interesse dieses genuinen Amateurs galt auch der Ausrüstung und den neuesten Entwicklungen in der Jagdbekleidungsbranche. Der Abonnent mehrerer Jagdzeitschriften machte darauf aufmerksam, dass er immer darauf bedacht war, den aktuellen Umständen angemessen ausgerüstet zu sein und dass er dafür auch auf Messen und Jagdausstellungen fahre. Das einfache Fernglas, welches ich während der Feldforschung immer und so auch bei diesem Interview dabei hatte, untersuchte er sehr kritisch und ließ es mich mit dem seinen vergleichen, damit ich den Qualitätsunterschied sehe. Tatsächlich sichtigten wir bei dieser Gelegenheit am gegenüberliegenden Hang oberhalb des Dorfes ein Reh mit Kitz. Als wir so nebeneinander im Wohnzimmer am Fenster standen und die Tiere aus seiner Wohnung heraus durch das Fernglas beobachteten, konnte ich hautnah

¹⁹ Mit dem Begriff des „Amateurs“ meine ich hier in erster Linie den Amateur als Liebenden und ziele auf dessen leidenschaftliches Interesse ab.

4. Von den Naturen

erleben, wie das glühende Interesse für Wildtiere und die Faszination an der Technologie, die uns dieses Erlebnis ermöglichte, von meinem Partizipanten auf mich übergangen. Auch bei anderen Forschungsteilnehmenden konnte ich diesen amateurhaften Umgang mit Technik und die Faszination, welche diese auf sie ausstrahlte, beobachten. Der Akteur Patrone ist ein interessantes Beispiel dafür. Das Kaliber der für die Bündner Hochjagd benutzten Munition ist gesetzlich streng festgelegt. Es wird außerdem zwischen zwei Typen von Patronen unterschieden, welche jeweils unterschiedliche Wirkungsmacht entfalten, weswegen ihr Gebrauch in der Jagdpraxis je nach Wildart anders ist. Während bei der Teilmantelpatrone der Kopf des Geschosses beim Aufprall aufpilt und damit eine großflächigere und wuchtigere Zerstörungskraft entwickelt, indem sie ein größeres Loch reißt und mehr Schaden verursacht, bleibt die Vollmantelpatrone beim Aufprall ganz und durchdringt das Ziel mit einem kleinen Loch. Vollmantelpatronen werden in der Hochjagd vor allem für Murmeltiere benutzt, da eine Teilmantelpatrone den gesamten Kopf abreißen und einen weiteren Teil des ohnehin spärlichen Fleisches beschädigen würde. In der Verwalteten Natur wird zwischen Vollmantel und Teilmantel in jagdrechtlichem beziehungsweise wild-ethischem und -ökologischem Sinne getrennt. Je nach Ressourcenart ist ein unterschiedliches Mittel gefragt. In der Hobby-Natur bekommt das Interesse an den technischen Feinheiten der unterschiedlichen Patronen oder anderen *gadgets* wie zum Beispiel intelligenten Zielfernrohren allerdings einen gewissermaßen zweckfreien, sich selbst genügenden Charakter. Einer meiner Partizipanten probierte während meines Forschungsaufenthalts eine neue Munition aus, die zwar teurer als die übliche war, dafür aber neben der präziseren Flugbahn ein eleganteres Design aufwies. Nicht wenige JägerInnen verwenden einige Zeit und Mühe darauf, im Schießstand mit verschiedenen Munitionsarten zu „experimentieren“ oder sich anderweitig mit den neuesten technischen Errungenschaften vertraut zu machen. Dies geschieht natürlich aus unterschiedlichen Gründen aber nicht zuletzt auch einfach deswegen, weil es Spaß macht. So investieren JägerInnen je nach Interesse unterschiedlich viel in die technische Ausstattung. Dies gilt sowohl für den Zeitfaktor wie auch für das Geld. Nicht selten wurde mir die Jagd, beziehungsweise die Eindeckung mit einer kompletten Jagdausrüstung oder die Neuanschaffung eines bestimmten Artikels denn auch als teurer Spaß beschrieben.



Abbildung 7: Ein besonders ausgefallener Aufbewahrungsort für die Munition.

Neben dem Aspekt des Spaßfaktors spielt auch die Ästhetik eine Rolle für die Jagd als Hobby. In einem Interview teilte mir der im Dorf ansässige Büchsenmacher viel über die ästhetischen Vorstellungen und Vorlieben seiner jagenden Kundschaft mit. Nicht nur das Thema der generationsspezifisch unterschiedlichen Ästhetiken machte dabei deutlich, dass der Kauf, die Reparatur oder gar die Verzierung eines Gewehrs (der Büchsenmacher ist auch gelernter Waffengraveur) dieses weit über den Status eines reinen Arbeitsinstruments erheben und es zum Objekt ästhetischer und emotionaler Überlegungen machen. Auch die Jagdbekleidung erfüllt neben funktionalen auch stilistische Zwecke, wenn sie JägerInnen wie *gentlemen* oder burschikose *landladies* aussehen lässt.

Noch ein Wort über die Natur als Abenteuerspielplatz und ihr Verhältnis zu anderen Naturen. Aus den hier besprochenen Beispielen wird deutlich, dass sie viele Berührungspunkte zu den anderen Naturen aber auch Eigenheiten aufweist. Die Hobby-Natur lehnt sich an die Verwaltungte Natur an, indem das Wild den JägerInnen gewissermaßen zur Verfügung gestellt wird. Die Nutzung des Wilds beschränkt sich allerdings in der Hobby-Natur auf den vergnügungsorientierten und den eigennützigen Gebrauch durch den Jäger. Eine gemeinnützige oder gar gesellschaftlich wichtige Arbeit, wie sie die Verwaltung der Natur als Ressource bedeutet, findet nicht statt. Die gemeinschaftlichen hegerischen Bemühungen beschränken sich auf den eigenen Nutzen und den der anderen „Clubmitglieder“ der Jägerschaft. Die Landschaft und das Wild werden zu einer Art Abenteuerspielplatz, in der sich die JägerInnen austoben können. In gewisser Weise nähert sich diese Natur auch der Heimat-Natur wieder an, denn die Hobby-Natur trägt ebenfalls einen Teil zur Identität der einzelnen JägerInnen aber auch der Bündner JägerInnen an sich bei. Die Jagd wird als typisch Bündnerisches Hobby gesehen, die Natur als Abenteuerspielplatz als bestimmter Zugang zur Natur als identitätsstiftend für einen ganzen Kanton. Gleichzeitig ist das Hobby Jagd auch ein wichtiger Teil des Lebens der einzelnen JägerInnen. Zu guter Letzt zeigt die Natur als Abenteuerspielplatz aber auch deutliche Parallelen zur Wilden Natur auf. Beide Naturen sind Schauplatz eines Kampfes zweier ebenbürtiger Widersacher und ihrer Unterstützer: den JägerInnen mit ihrer technischen Ausrüstung auf der einen Seite, dem Wild und deren natürlichen, den Menschen abweisenden Lebensraums auf der anderen. Wie die unterschiedlichen Naturen nun tatsächlich zueinander stehen und miteinander interagieren oder kombiniert werden, soll im nächsten Kapitel beleuchtet werden.

5. VOM UMGANG MIT NATUREN

Nach der Vorstellung einer ganzen Reihe unterschiedlicher Naturen ist klar, dass diese trotz ihrer Eigenständigkeit viele Berührungspunkte untereinander haben und sich oftmals auch überlappen. Ich habe mich bereits dazu geäußert, dass ich diese Naturen nicht als abgeschlossene, fixe oder gar statische und voneinander abgetrennte Sphären der Jagd sehe, sondern als komplementäre und korrelative Bestandteile oder Prozesse eines immerzu in seiner Entstehung und Realisierung begriffenen Phänomens. Wie aber stehen diese Bestandteile genau zueinander? In welchen Situationen kommen sie zur Anwendung und wann lösen sie sich gegenseitig ab? Tun sie das überhaupt? Oder laufen sie andauernd parallel zueinander?

Natürlich ist es mir unmöglich, diese Fragen ganz allgemein zu beantworten. Da es sich bei der Jagd wie bei jedem anderen Phänomen um etwas Gemachtes, um eine Performanz handelt, ist jeder Augenblick, jeder Prozess einmalig und einzigartig, womit es unendlich viele Berührungspunkte und Zusammenspiele zwischen den einzelnen Naturen gibt. In dieser Unzahl an Prozessen, Verbindungen und Berührungen, Überlappungen, Konflikten und Ergänzungen eine feste Struktur oder ein allgemeingültiges Muster festzumachen, ist mir in diesem Kontext nicht möglich und widerspricht auch meinem prozessualen, multiplen Verständnis der Jagd. Ich wage zu bezweifeln, ob dies überhaupt auf sinnvolle und gerechtfertigte Weise machbar ist. Das ist jedoch eine andere Frage. Fakt ist, dass ich mich, um trotzdem etwas über das Verhältnis der Naturen zueinander sagen zu können, auf etwas für mich Praktikables, etwas Gemachtes und dadurch Greifbares besinnen muss. Die Frage, wann, wie, in welchen Situationen und vielleicht auch warum JägerInnen bestimmte Naturen performieren und andere nicht, wie sie also mit den Naturen umgehen, erscheint mir etwas zu sein, was in diese Richtung geht.

Während meiner Feldforschung gewann ich den Eindruck, dass JägerInnen unterschiedliche Naturen je nach Situation anders evozieren und sie ihren jeweiligen, eben auch situationsabhängigen Interessen zufolge „anwenden“. Diese Anwendung kann bisweilen auch strategische Züge annehmen, vor allem in Situationen, in denen unterschiedliche Grundhaltungen zur Jagd aufeinander treffen oder Interessenskonflikte bestehen. Die Naturen erscheinen in diesem Kontexten als eine Art Palette, aus der sich JägerInnen je nach Situation und Interesse bedienen können, um ihr Anliegen am besten durchzusetzen. Soll im Kreise von Freunden die eigene Tugend als JägerIn zur Schau gestellt werden, wird auf die Wilde Natur zurückgegriffen und der Status eines bescheidenen und gleichzeitig unbeugsamen Helden, der sich im offenen Kampf mit der Wilden Natur sein Überleben und seine Ehre sichert, beansprucht. Findet man sich jedoch in einer Situation wieder, in der man das Gefühl hat, seine Tätigkeit als JägerIn rechtfertigen zu müssen, legitimiert man das eigene Handeln mit dem Diskurs der Bestandsregulierung und der Evozierung der Natur als zu verwaltender Ressource.

Ich möchte damit auf keinen Fall eine funktionalistische oder utilitaristische Interpretation dessen, was ich als Naturen bezeichne, nahelegen. Wenn ich sage, dass die Naturen eine Palette für die JägerInnen darstellen, dann meine ich damit nicht eine Palette an Instrumenten, die zur mechanistischen Regelung von Problemen und der Instandhaltung des *status quo* eines gegebenen Systems dient, sondern eine Palette an Möglichkeiten zur Interaktion mit unterschiedlichen Akteuren und damit zur Selbstverwirklichung und der Verwirklichung des Phänomens Jagd. Wenn ich von situationsabhängigen Interessen seitens der Jäger spre-

che, dann möchte ich keinen *homo oeconomicus* und keine *rational choice theory* heraufbeschwören, sondern auf die unterschiedlichen Kontexte und Konstellationen von Akteuren (auch „Fakten“ sind Akteure) hinweisen, welche die Realisierung des Phänomens Jagd im latourschen Sinne netzwerkartig mitbestimmen. Wenn einer der jagenden Forschungsteilnehmenden zwischen verschiedenen Optionen, die ich zum Beispiel die Wilde und die Verwaltete Natur nenne, auswählt, dann bedeutet das nicht, dass er einfach nur ein in seiner Eigenschaft und Funktion festgeschriebenes Werkzeug auswählt, um ein statisches Bild der Jagd aufrecht zu erhalten. Es bedeutet vor allem, dass er eine bestimmte Interaktion mit bestimmten Akteuren wählt, welche zu einer neuen und einmaligen und je nachdem unterschiedlichen Realisierung des Phänomens Jagd führt. Er kann sich dazu entscheiden, sich als Held in die Wilde Natur zu begeben und damit die Jagd als klassischen, existenziellen Überlebenskampf – fressen oder gefressen werden – umzusetzen oder aber das Wild als Zahl begreifen, welcher er als rechtschaffener Verwalter zum Wohle von Natur und Kultur begegnet, indem er sie in Ordnung hält und somit die Jagd als gesellschaftlich relevanten Beitrag festigt. Je nach Entscheidung interagiert er mit anderen Akteuren, was ihn wiederum jeweils auf unterschiedliche Weise beeinflusst und verändert. Natürlich spielen auch statusorientierte, machtoökonomische oder identitätstechnische Interessen eine Rolle für diese Entscheidungen und tatsächlich kann man dem Umgang seitens der JägerInnen mit den Naturen auch nicht ihren strategischen Charakter absprechen. Im Gegenteil. Doch mein Argument geht weit über das einer reduktionistischen, mechanistischen, funktionalistischen Erklärung der Naturen als systemerhaltende und ökonomische Interessen wahrende Werkzeuge hinaus. Ein wichtiger Punkt ist, dass bei der Interaktion mit unterschiedlichen Akteuren, also bei der Wahl einer bestimmten Natur, nicht nur die JägerInnen Handlungsmacht haben und über die Naturen ausüben, sondern, dass sie je nach Natur unterschiedlich beeinflusst und verändert werden. Wenn einer der Forschungsteilnehmenden sich dazu entscheidet, die Verwaltete Natur zu realisieren, verwandelt das auch ihn in jemand anderes, nämlich in einen rechtschaffenen Verwalter oder in ein kleines Rädchen.

Um mein Argument des Umgangs mit Naturen vielleicht noch einmal einleuchtender von einer funktionalistischen Argumentation zu distanzieren, sollte ich deutlich machen, woher es gespeist und inspiriert wurde. Ich möchte daher an dieser Stelle kurz auf einen Artikel des argentinischen Ethnologen Mario Blaser zu sprechen kommen, in dem dieser über ein gescheitertes Projekt für nachhaltige Jagd im Gebiet der Yshiro im Norden Paraguays schreibt und dabei seinen Ansatz der Politischen Ontologie vorstellt (Blaser 2009). Blaser baut in diesem Artikel theoretisch stark auf Latour aber auch Viveiros de Castro auf und schildert dabei, wie Missverständnisse zwischen amerindischen indigenen und westlichen Akteuren darauf beruhen, dass bei ihrem Aufeinandertreffen unbemerktweise unterschiedliche Ontologien, beziehungsweise Welten ins Spiel gebracht werden. Er nennt dies ontologische (im Gegensatz zu epistemologischen) Missverständnisse und erklärt ihre wissenschaftliche und praktisch-politische Vermeidung zum Ziel seiner Politischen Ontologie. Der springende Punkt, und das was hier interessiert, ist, dass er bei diesem Aufeinandertreffen unterschiedlicher Welten zeigt, dass diese Welten keinesfalls feste Entitäten sind, sondern je nach Kontaktsituation oder Konflikt, also je nach Konstellation von Akteuren, je nach Netzwerk, unterschiedlich ausgeführt und realisiert werden und dadurch eine leicht veränderte Gestalt annehmen können.

So veranlassten schlechte historische Erfahrungen mit einem Patronage-artigen und sie selbst benachteiligenden Jagdsystem die Yshiro, den Aspekt der interspezifischen, aber vor

allem auch der zwischenmenschlichen Reziprozität ihrer Ontologie in den Vordergrund zu rücken und darauf aufbauend konkret die eigenverantwortliche Hoheit über die Verteilung der durch die Jagd gewonnen Profite einzufordern. Ihre ontologisch-kosmologischen Vorstellungen darüber, was sie unter einer „nachhaltigen“ Beziehung mit ihrer Umwelt verstanden, wurden also aufgrund eines neuen Netzwerkes neu und entsprechend anders- und einzigartig ausgelegt und realisiert. Die Verbindung mit europäischen Diskursen der Biodiversität, der Bezug auf westliche naturwissenschaftliche Definitionen von Nachhaltigkeit und vor allem die Gebundenheit an nationalpolitische Interessen bezüglich der Großgrundbesitzer führte dazu, dass auch die „modernen“ Akteure eine ganz bestimmte Form von Natur und Nachhaltigkeit ins Spiel brachten und umsetzten. Die Auflage, dass die Yshiro nicht in Territorien von bestimmten Großgrundbesitzern jagen durften, was weder der westlichen naturwissenschaftlichen Idee noch der indigenen Vorstellung von „Nachhaltigkeit“ direkt zuzuordnen ist, dürfte zum Beispiel als spezifische Ausrichtung dieser Kontext- beziehungsweise netzwerkabhängigen Realisierung von „Nachhaltigkeit“ gesehen werden. Die neue Situation und die Konfrontation mit neuen Akteuren, welche das Jagdprojekt für alle beteiligten Parteien darstellte, ermöglichten die Erzeugung von den neuen Umständen (sprich den neuen Netzwerken) angepassten Realisierungen von Ontologien und spezifische Ausrichtungen von Kosmologien.

Natürlich stammt dieses ethnographische Beispiel von der anderen Seite des Globus und weist auch sonst Dimensionen auf, die es von unserem Fall unterscheiden. Im Fall der Bündner Jagd handelt es sich um eine Situation, die als solche eindeutig in der „modernen“ Welt zu lokalisieren ist und wenn man Blasers Argumentation folgt, findet die (Miss-) Kommunikation zwischen den unterschiedlichen Parteien oder Akteuren hier wohl eher auf der epistemologischen, als auf der ontologischen Ebene statt. In anderen Worten: die unterschiedlichen Naturen, die in diesem Bündner Bergdorf aufeinander treffen, teilen im Gegensatz zu Blasers Fallbeispiel dieselbe ontologische Basis. Mit diesem ethnographischen Fallbeispiel wollte ich jedoch noch einmal deutlich machen, was ich damit meine, dass die Naturen je nach Situation und Konstellation von Akteuren – also, ob man sich als JägerIn im Kreise von Gleichgesinnten wähnt oder aber in der Auseinandersetzung mit JagdgegnerInnen – anders angewandt, performiert und ausgelegt werden und damit eine spezifische Gestalt annehmen. Dass dies unter anderem durch die *agency* der JägerInnen ausgelöst wird und dabei durchaus strategische und interessensgeleitete Motivationen wirken, steht außer Frage, bedeutet aber keinesfalls, dass man deshalb in einen gänzlich anthropozentrischen, funktionalistischen Kontext der *rational choice* ableiten muss.

Nun aber zurück zu meinem empirischen Material. Um ein Beispiel zu geben, in welcher Form unterschiedliche Naturen von den JägerInnen tatsächlich angewandt und wie sie des Öfteren in einer einzigen Aussage miteinander verwoben werden, will ich einen meiner Partizipanten in einem etwas längeren Interviewausschnitt zu Wort kommen lassen, in dem es an Informationen und Bezügen zu unseren Naturen nur so wimmelt. Einen kleinen Teil dieses Zitats habe ich im Rahmen der Hobby-Natur bereits wiedergegeben. Es handelt sich um eine Aussage des alten „Naturmenschen“, mit dem ich fischen ging und den ich danach fragte, was das Schönste an der Jagd für ihn sei:

Ja! Du musst dir vorstellen! Ich weiß nicht, wie... Wenn jetzt ein Städter hochkommt und sagt, ich bin jetzt mal eine Woche hier im Gebirge gewesen, der hat wahrschein-

lich ja null Ahnung von der ganzen Natur, die um ihn herum ist. Hingegen, wenn du hier aufgewachsen bist und du bist verbunden mit dem, mit den Bergen und allem zusammen, was drum und dran ist... Und dann, weißt du, wenn ich da [auf die Jagd] geh', dann kann ich dort hin, geh' ich dort hin. Wenn ich da sitzen bleiben will, kann ich da sitzen bleiben, kann da auf die Seite schauen, kann aufs Land schauen, kann auf die Berge schauen... Und da sagt dir niemand, was du machen musst, da kannst du selber entscheiden, ‚was will ich machen?‘. [Frage des Forschers: Du bist irgendwie frei, oder?] Du bist frei in dem Sinn, jawoll. Und wenn du noch Schwein hast nachher, auf ein Tier zu schießen – wichtig ist ja, dass du es auch gut triffst, das ist immer die Voraussetzung... Und dann hast du Freude dran. Nicht... wie viele so sagen, ‚Ja das ist eine Sucht!‘ Nein, das ist keine Sucht. [lacht] [...] ‚Wer weidmännisch jagt und hegt und pflegt sein Wild.‘ Das ist eigentlich die Aufgabe, oder, vom Jäger. Das ist nicht das, dass da jetzt einfach einer einen Haufen Tiere abknallt, oder? Nein, das ist... Nein, da hast du deine Freiheit, bist in der Natur, bist draußen. Und wenn ich jetzt nicht mehr weiter will, dann bleib ich hier, und wenn ich jetzt noch weiter will, kann ich bis ganz oben hoch. Da sagt dir niemand, ‚du musst‘ oder ‚du darfst nicht!‘ [lacht]

Ich finde, dass in diesem Interviewausschnitt ganz viel gesagt wird, noch dazu auf besonders schöne Weise. Schon bevor man diese inbrünstige, fast schon pathetische Liebeserklärung an die Berge und an die Jagd im Detail analysiert, merkt man, dass sie voller Informationen und Wahrheit(en) steckt. Selbst wenn sie in dieser Form nur für meine Feldforscherohren produziert worden sein sollte.²⁰ Auf die Gefahr hin, die ganzheitliche Schönheit dieser Aussage durch eine grobschlächlige Vereinfachung und ein Auseinanderpflücken zu gefährden, möchte ich mich doch daran machen, meine Naturen in ihr zu isolieren. Mindestens drei der vier bisher vorgestellten Naturen kommen hier nämlich mehr oder weniger explizit zum Vorschein.

Zu Beginn des Zitats trifft man auf das Paradebeispiel des Diskurses der naturunkundigen „Städter“ und im Rückschluss dazu auf das Bild des Natur- und heimatverbundenen Einheimischen – die Heimat-Natur. Im Anschluss daran folgt der Abschnitt, den ich schon als Wiedergabe der Hobby-Natur definiert und analysiert habe. Hier werden der kontemplative Aspekt der Jagd und die Freiheit und Ruhe, welche die Natur in diesem Rahmen bedeutet, hervorgehoben und das Erlegen eines Tiers erscheint als Sahnehäubchen, das ein besonderes Naturerlebnis krönt und „Freude“ verursacht. Das Gefühl der extremen Freiheit von gesellschaftlichen Zwängen gibt diesem Abschnitt aber auch den Hauch des Wilden, Ungezähmten und Freien, sodass man mit etwas Phantasie vielleicht die Wilde Natur darin erahnen könnte. Gleichzeitig taucht zwischendurch kurz und schlagartig der moralisch-ethisch erhobene Zeigefinger auf, der daran erinnern soll, dass das Wild richtig behandelt werden muss: „Wichtig

²⁰ Ich muss allerdings ganz selbstkritisch zugeben, dass ich selber im Verlauf dieses Interviews den Begriff „frei“ ins Spiel gebracht habe (siehe meine Frage im Interview). Obwohl mein Gesprächspartner mit dem, was er über das Umherstreifen und Schauen sagte, die Idee von „Freiheit“ eindeutig implizierte, benutze er den Begriff an sich erst, nachdem ich ihn eingeworfen hatte. Das ist natürlich eigentlich ein grober Verstoss gegen das Gebot, in Interviews nichts suggerieren zu dürfen, vor allem, weil ich auf diesem Punkt unter anderem die Hobby-Natur aufbaue. Ich bin mir dessen bewusst und kann diesen Makel nicht leugnen. Ich denke aber, dass die Aussage auch so genügend „authentische“ und informative Daten beinhaltet und meine Interpretation nicht ausschließlich auf dem von mir Suggestierten aufbaut.

ist ja, dass du es auch gut triffst, das ist ja die Voraussetzung...“ Eine Instanz der Verwalteten oder möglicherweise auch der Hobby-Natur, man kann es nicht genau sagen. Jedenfalls ist die korrekte Haltung dem Wild gegenüber „Voraussetzung“ für die „Freude“. Zuletzt begegnet man der von den JägerInnen als omnipräsent wahrgenommenen Jagdkritik in Form der „Sucht“. Als Replik wird sofort die Verwaltete Natur anhand eines Verses und durch die Berufung auf die gesellschaftliche Notwendigkeit der Jagd aktiviert. „Wer weidmännisch jagt und hegt und pflegt sein Wild.“ Ganz zum Schluss tritt noch einmal das zutage, was viele dieser Punkte in sich vereint und tatsächlich für den Forschungsteilnehmenden das Schönste und Wichtigste an der Jagd zu sein scheint: die Selbstbestimmtheit und die „Freiheit“, aufzusteigen oder zu verweilen.

Es sind also nahezu all unsere Naturen in diesen Worten vereint. Ich habe versucht, die Naturen darin zu isolieren und voneinander zu trennen, doch auch gleichzeitig darauf hingewiesen, dass das Schöne und Wahre an dieser Aussage – und das, was in diesem Unterkapitel in erster Linie interessiert – in Wirklichkeit in der Vermischung der Naturen und in ihrer Kombination zu etwas Ganzem liegt. Wenn man sich jedoch die isolierten Naturen, die im Verlauf des Zitats auftauchen, noch einmal in ihren jeweiligen Positionen innerhalb der Aussage vergegenwärtigen will, kann man dies anhand des folgenden Schemas tun:

[Heimat-Natur] [Hobby- (Wilde) [Moralischer Zeigefinger: Verwaltete/Hobby-Natur] Natur] [Jagdkritik → Verwaltete Natur] Schluss: „Freiheit“.

Dieses rudimentäre Schema ist wie ein Satz zu lesen und soll die chronologische Abfolge und die teilweise geschehende Verschachtelung der Naturen darstellen. Der Reihe nach werden die Heimat-, die Hobby- (eventuell zusammen mit der Wilden) und die Verwaltete Natur evoziert – nicht zu vergessen der moralische Zeigefinger, der mitten in die Hobby-Natur hineinragt – bevor der Schluss der „Freiheit“ kommt. Es ist interessant, sich die Reihenfolge, beziehungsweise die jeweiligen Auslöser der Naturen näher anzuschauen.

Offenbar bewirkte die Tatsache, dass der Fragende (also ich) kein Einheimischer war, dass die Heimat-Natur als identitätsstiftendes Element gleich am Anfang der Antwort ausgelöst wurde. Mein Gesprächspartner hatte wohl das Gefühl, mir als Städter noch einmal klar machen zu müssen, dass er als Einheimischer einen ganz anderen Zugang zur Jagd und zur für ihn wichtigen Natur, die auch seine Heimat ist, hat. Man darf auch vermuten, dass eine bei Nicht-Einheimischen als latent vorhanden wahrgenommene Jagdkritik, welche auch dieser Partizipant bei mir vermuten musste, es zu allererst nötig machte, die Jagd als Frage der Natur- und Heimatverbundenheit zu identifizieren und von einer sinnlosen Killer-Aktivität zu distanzieren. Nachdem dies also klargestellt ist, macht sich der Jäger daran, diese Naturverbundenheit anhand des freien Herumstreifens und des Gefühls der Freiheit zu veranschaulichen. Der freizeitliche Charakter der Jagd als Hobby tritt dabei sehr zentral zum Vorschein. Doch auch hier muss mein Partizipant auf den korrekten, das heißt je nachdem fairen (Hobby-Natur) oder bemessenen (Verwaltete Natur) Umgang mit dem Wild hinweisen, beziehungsweise diesen zur „Voraussetzung“ jedweder freudvollen Ausübung der Jagd machen. Auch hier gilt es, die Jagd in einem positiven und verantwortungsvollen Licht darzustellen. Direkt im Anschluss an die positive Beschreibung der Jagd als heimatverbundenes Hobby wird denn auch noch einmal explizit auf die in den Augen meines Gesprächspartners unbegründete Kritik an der Jagd eingegangen. Mit dem bewusst kontemplativen, freien und hei-

matverbundenen Bild der Jagd soll der Vorwurf der „Sucht“ widerlegt werden. Beendet und zusammengefasst wird die ganze Aussage mit dem für den Partizipanten wohl wichtigsten Punkt: der Selbstbestimmtheit, welche die Jagd für ihn bedeutet.

Über die bloße enge Verwobenheit der Naturen hinaus ist in dieser Aussage nun doch ein bestimmtes Muster zu erkennen, das mir im Laufe der Forschung immer wieder aufgefallen ist und das ich bereits zu einem früheren Zeitpunkt in dieser Arbeit erwähnt habe: der Drang seitens der JägerInnen, die eigene Tätigkeit als JägerIn rechtfertigen zu müssen und die Jagd von einem negativen Image befreien zu wollen. Es wäre natürlich falsch, alle Anwendungen der Naturen einzig und allein auf einen Rechtfertigungsreflex zu reduzieren, doch ich werde mich in diesem Abschnitt auf diesen konzentrieren. Auch hier habe ich einen von vielen Aspekten ausgewählt. Ich möchte ihn umso genauer untersuchen.

Sei es der „passionierte“ Jäger, den ich als erstes interviewte oder ein ehemaliger Jäger, welcher mir an jenem famosen Musikabend in der Dorfkneipe mit spürbarer Erleichterung und zu meiner großen Verwunderung sagte: „Hast du jetzt [nachdem du zum ‚Munggametzg‘ geworden bist] verstanden, dass die Jagd kein Mord ist?!“ So gut wie allen Forschungsteilnehmenden, mit denen ich sprach – egal ob sie mich vor der Forschung gekannt hatten oder nicht – war es ein wichtiges Anliegen, wenn nicht sogar das wichtigste, die Jagd von einem negativen Bild zu befreien und sie im Gegenteil mit positiven Bedeutungen zu belegen. Sogar im offiziellen Jagddiskurs klingt dieser Rechtfertigungszwang, dieses ständige Gefühl, Kritik ausgesetzt zu sein, durch. In der Einleitung der Jagdbetriebsvorschriften 2013 heißt es bei „7. Verantwortung tragen – weidgerecht jagen“:

Die korrekte Ausübung der Jagd durch jede einzelne Jägerin und jeden einzelnen Jäger entscheidet letztendlich, wie die Jägerschaft in der öffentlichen Meinung dasteht. In diesem Sinne sind alle Jägerinnen und Jäger aufgefordert, die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze der weidgerechten Jagdausübung zu beachten und einzuhalten.

Neben der durch die JägerInnen für sich in Anspruch genommenen gesellschaftlichen Verantwortung, die bereits angesprochen wurde, wird hier die „weidgerechte Jagdausübung“ als Mittel gegen die Jagdkritik ins Feld geführt. Ein weiteres Argument gegen die Jagdkritik scheint interessanterweise von den „Grünen“, wie Jagdbefürworter Tier- und Naturschützer und allgemein Jagdgegner nennen, entlehnt: ich beziehe mich dabei auf eine bestimmte Form des Öko-Diskurses. Das Argument lautet, dass Wildtiere unter artgerechteren, natürlicheren und gesünderen Bedingungen als Nutztiere leben und Jäger somit Zugriff auf regionales und artgerecht „gehaltenes“ Fleisch, was sozusagen „Bio-Qualität“ hat, haben. Der direkte Bezug der JägerInnen zum Wildbret wird mit einem „natürlichen“ Verhältnis und einer bewussten Einstellung der Nahrung gegenüber gleichgesetzt. Die Jagd wird damit in die nachhaltige, regionale, bewusste und artgerechte Natur eines globalen Ökodiskurses eingebettet. Genau genommen wird hier also eine Art Öko-Natur ins Spiel gebracht. Wie gut auch diese Natur mit anderen Naturen vereint werden kann, zeigt ein weiteres Zitat aus der bereits mehrfach erwähnten Umfrage in der büwo, in der es um die Assoziationen der Bevölkerung mit der Jagd geht:

Zuerst denke ich an die klassische Jagd. Dass Menschen Tiere jagen, um Fleisch zu gewinnen. Dann auch an die Regulierung der Tiere. Jäger wissen anschliessend, woher das Fleisch kommt, Konsumenten oft nicht.²¹

Auch bei dieser Aussage einer jungen Frau hat man wieder ein anschauliches Beispiel, wie unterschiedliche Naturen miteinander zu einem scheinbar homogenen und sinnvollen Ganzen kombiniert werden können. Zuerst die „klassische Jagd“, in welcher der existenzielle Überlebenskampf zwischen Mensch und Tier geführt wird – ein Paradebeispiel für die Wilde Natur – dann der Regulierungsaspekt – die Natur als Ressource – und schließlich der neu hinzugekommene Öko-Diskurs, oder eben die Öko-Natur. Die drei Naturen scheinen sich in dieser Zusammenstellung keineswegs zu widersprechen, sondern vielmehr sich gegenseitig bestätigende Bestandteile eines Ganzen zu sein, eines komplexen, vielfältigen und durchwegs positiven Bildes der Jagd. Das legitimierende Moment klingt auch hier wieder bei allen drei Naturen durch.

Der Drang, das Image der Jagd nach außen hin zu verbessern, hat tatsächlich auch Auswirkungen auf interne Dynamiken innerhalb der Jägerschaft. In einem meiner Interviews wurden von einem Forschungsteilnehmenden zum Beispiel die Wilde, die Heimat- und die Hobby-Natur miteinander verbunden, um eine Abgrenzung innerhalb der Jägerschaft zu erreichen. Die Rede war von in der Jägerschaft verpönten schießwütigen JägerInnen, die es nur auf die höchstmögliche Anzahl an geschossenen Tieren anlegten und damit dem Wild aber auch dem Ruf der Jagd schädigten. Um sich selbst als bescheidenen, verantwortungsvollen, fairen und stilvollen Jäger zu identifizieren, stigmatisierte der Partizipant, mit dem ich das Interview führte, diese Sorte von JägerInnen, die „drauf gehen wie die Satane“, und erklärte sie zum Anti-Bild des bösen oder zumindest unverantwortlichen Jägers.²² Um sich davon zu distanzieren, hob er hervor, dass er selber das durch die Jagd gewonnene Wildbret würdige und mit gewisser Feierlichkeit verwerte oder verschenke. Auch betrachte er sein Gewehr weniger als „Gebrauchsgegenstand“ denn als ästhetisches Objekt. Der Forschungsteilnehmende beklagte dabei, dass jene schießwütigen JägerInnen die „Traditionen“, wie das Feiern, Schmücken, Präsentieren und das anschließende Verschenken von Teilen der Beute (typische Aspekte der Jagd, die auf der Wilden und der Heimat-Natur aufbaut) vernachlässigten. Interessanterweise brachte er dies unter anderem mit der zunehmenden Rationalisierung und übermäßigen Regulierung des Alltags, also mit einem mit der Verwalteten Natur durchaus verwandten Aspekt, in Verbindung. Erhöhte Polizeikontrollen auf den Straßen verhinderten so zum Beispiel das gebührende Feiern eines erlegten Tiers.

Hier geschieht vieles auf einmal. Einmal wird ein Teil der Jägerschaft, beziehungsweise ein stilisiertes Bild des bösen oder schlechten Jägers als Sündenbock stigmatisiert. Man könnte

²¹ Interessanterweise findet diese Aussage denn auch gleich ihren direkten Gegenpart. Eine weitere Antwort in der Umfrage lautet nämlich: „Ich esse kein Wildfleisch, weil es mir nicht schmeckt. Es wird schon genug Wildfleisch produziert, um den Bedarf in den Läden zu decken. Dort wird Zuchtfleisch angeboten, zum Beispiel aus Neuseeland.“ Während also der Öko-Diskurs für die Jagd angewandt wird, fungiert ein konsumorientierter und ausgesprochen unökologischer Diskurs in diesem Fall als Jagdkritik.

²² Obwohl diese schießwütigen Jäger hier als Negativbeispiel evoziert und dadurch stark stereotypisiert werden und obwohl keiner meiner Partizipanten diese extreme und in weiten Kreisen der Jägerschaft und der Gesellschaft negativ konnotierte Form des „Jagdfiebers“ an den Tag legte, muss davon ausgegangen werden, dass dieses Verhalten durchaus empirisch belegbar ist und natürlich auch eine Seite der Jagd ist.

in Anlehnung an die Naturen auch sagen, dass somit die Schießwütige Natur bestimmter Jäger als negatives Bild eingeführt wird.²³ Diese Schießwütige Natur wird nun einerseits angewandt, um sich von ihr als „guter“ Jäger (zum Beispiel als fairer Sportsmann) zu distanzieren und sie andererseits der Wilden, der Heimat- und der Hobby-Natur entgegenzustellen, auf denen wiederum ein positives Bild der (traditions-)bewussten Jagd aufgebaut werden soll. Interessanterweise taucht hier ein der Verwalteten Natur nicht unähnlicher Aspekt der (Über-)Regulierung, sonst das erste Argument für die Legitimierung der Jagd, zum ersten Mal als ein den Alltag der JägerInnen mit ihren strengen Regeln und ihrer emotionalen Kälte entzauberndes und schädigendes Element auf. Man sieht also, dass die Rollen der unterschiedlichen Naturen durchaus nicht festgeschrieben sind, sondern je nach Kontext und Situation in verschiedenen Kombinationen auftauchen und dabei unterschiedliche Funktionen und Bedeutungen annehmen können.

Ich möchte zum Schluss dieses Unterkapitels noch einmal betonen, dass der Legitimierungsdrang nicht die einzige Motivation oder der einzige Kontext ist, in dem Naturen von den JägerInnen strategisch angewandt werden. Es gibt viele andere Kontexte, in denen dies geschieht. Um nur ein paar wenige Beispiele zu nennen verweise ich auf die Rolle der Heimat-Natur bei der Konstruktion und Festigung der Identität von JägerInnen und Einheimischen oder auf die Möglichkeit, sich als JägerIn von einem gewissen Leistungsdruck zu befreien, indem der kontemplative Aspekt der Hobby-Natur bei der eigenen Jagdpraxis über den leistungsorientierten gestellt wird. Außerdem hat man im Rahmen der Hobby-Natur zum Beispiel bei dem Interviewausschnitt auch gesehen, wie die Chancengleichheit zwischen JägerInnen und Wild mithilfe des Bezugs auf die Wilde Natur aufrecht erhalten werden soll: „[S]ie [die Wildtiere] passen sich schon an, sie werden einfach wilder und scheuer.“ Alle weiteren Kontexte zu besprechen würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Ohne dass dies meine Absicht gewesen wäre, wird die Zentralität, welche die Rechtfertigung für die Forschungsteilnehmenden hat, in der vorliegenden Arbeit also wiedergespiegelt.

²³ Im Gegensatz zu den bisherigen Naturen bezieht sich die Schießwütige Natur nicht auf die dem Menschen externen „natürlichen“ Elemente wie Tiere oder Pflanzen, also die Natur „da draußen“, sondern auf den im Menschen „drin“ lokalisierten Teil der „Natur“, als welcher Instinkte, Triebe und dergleichen gelten.

6. VON DER NATUR DER JAGD: VERHÄLTNISSE ZWISCHEN MENSCHEN UND NICHT-MENSCHEN

Wie ich nun schon des Öfteren gesagt habe, verstehe ich die Jagd als ein Phänomen, das sich aus einer Unzahl an ergänzend oder gleichzeitig und manchmal auch widersprüchlich verlaufenden Prozessen zusammensetzt. Mit einer etwas anderen Begrifflichkeit könnte man sie aber auch als eine Welt bezeichnen, die durch und aus einer Vielzahl an interspezifischen Beziehungen ent- und besteht. Von der amerikanischen Ethnologin Anna Tsing stammt der Begriff der *multispecies landscapes* (Tsing 2012: 141). Aus diesen Prozessen, netzwerkartigen Aushandlungen zwischen Akteuren oder eben auch interspezifischen Beziehungen (wobei ich auch eine bestimmte Klasse von Dingen oder Wetterphänomenen als Spezies verstehe) entstehen unter anderem die Naturen und durch sie das, was man Jagd nennt. Ich habe das Pferd in dieser Arbeit nun sozusagen von hinten aufgezümt, indem ich zuerst die verschiedenen Pole dieser multispezifischen Landschaft der Jagd vorgestellt, beziehungsweise die Extreme dieses Kontinuums an Interaktionen festgemacht habe. Ich habe gewissermaßen mit einem Endergebnis der Aushandlungen oder, wie Latour sagen würde „Vermittlungen“ (Latour 2008:79) zwischen den unterschiedlichen Akteuren angefangen: den Naturen, welche die Jagd konstituieren. In diesem Kapitel möchte ich aber noch einmal einen Schritt zurück machen und meinen Blick auf genau diese Interaktionen, Aushandlungen, Beziehungen, Vermittlungen und Verhältnisse zwischen den Akteuren richten, welche zur Realisierung und Inkraftsetzung der Naturen und damit der Jagd führen. Außerdem möchte ich zeigen, dass die Naturen gewissermaßen einzelne Facetten einer übergeordneten Natur der Jagd sind.

In dieser Arbeit geht es mir darum, mithilfe der Anthropologie (also der Wissenschaft vom *anthropos*, vom Menschen) ein komplexes Bild der Jagd aus der Perspektive der JägerInnen zu erstellen. Ziel ist, diese Perspektive zu erfassen und die Welt der Jagd aus Sicht der JägerInnen zu *verstehen* (im hermeneutisch-ethnologischen Sinn). Um mich auf die JägerInnen auszurichten, ziehe ich bei den Akteuren daher eine Trennlinie zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteure. Noch einmal: unter Akteuren verstehe ich sowohl Menschen, Diskurse, Institutionen, Gesetze, Praktiken, Vorstellungen und so weiter als auch Tiere, Pflanzen, Fakten, Maschinen, Wetterphänomene, Dinge, Landschaften etcetera. In diesem Kapitel sind aber vor allem Menschen, Wildtiere und die Landschaft relevant. Ich möchte nun die Analyse noch einmal auf eine neue Ebene bringen und mich in diesem letzten Kapitel auf die Beziehungen der JägerInnen vor allem zu ihren Beutetieren aber auch zu der Landschaft konzentrieren und den prägenden Stellenwert dieser Beziehungsmuster für die Jagd erörtern.

Um diesen Fokus zu rechtfertigen, bedarf es einer kurzen Erinnerung daran, was ich in dieser Arbeit unter *anthropos*, dem Menschen, verstehe. Anna Tsing behauptet in ihrem Artikel über Pilze als Gefährten-Spezies, dass der Mensch als solcher erst anhand seiner Beziehungen zu anderen Spezies verstanden werden kann: „Human nature is an interspecies relationship.“ (Tsing 2012: 141) In Anlehnung an dieses Motto könnte man also sagen: „Hunters' nature is an interspecies relationship.“ Erst durch ihre komplexen und vielfältigen Beziehungen zu verschiedenen Spezies von Wildtieren aber auch Spezies im weiteren Sinne wie bestimmte Klassen von Dingen und Objekten (Waffen, anderen technischen Geräten, Wetterphänomenen, etc.) werden JägerInnen zu dem, was sie sind. Um ihre „Natur“ und ihre

Perspektive zu verstehen, muss man also erst ihre Beziehungen zu anderen nicht-menschlichen Akteuren untersuchen.

Da ich mich hierfür an der *multispecies ethnography* orientiere, welche „die Grenzen, die die Natur von der Kultur abriegelt, ablehnt“ (Tsing 212: 141), wäre es falsch, die Beziehungen zwischen Menschen und Nicht-Menschen, zwischen Kultur und Natur, als eindeutig, linear oder gar hierarchisch zu denken. Wenn man einen Blick auf die Naturen wirft, wird schnell klar, dass sich Natur und Kultur darin keinesfalls in klaren Fronten gegenüber stehen, sondern sich jeweils in unterschiedlichen, wechselseitigen Verhältnissen zueinander befinden. Die in der Hobby-Natur postulierte faire Chancengleichheit (das heißt, gewissermaßen egalitäre Beziehung) der menschlichen und tierischen Kontrahenten unterminiert eine vertikale Hierarchie zwischen Mensch und Tier. Auch bei der Heimat-Natur ist das Verhältnis der Verbundenheit zwischen Menschen und Nicht-Menschen alles andere als klar in einer hierarchischen, eindeutigen Beziehung darzustellen. In der Einführung der Verwalteten Natur, welche auf den ersten Blick eine solche eindeutige Macht-Hierarchie suggeriert, habe ich mithilfe von Hells Beitrag zur europäischen Geschichte der Nutztierdomestikation auf das ambivalente und äußerst unklare Verhältnis zwischen Nutz- und Wildtieren, zwischen der geordneten Gesellschaft und der chaotischen Wildnis und in letzter Instanz zwischen Kultur und Natur hingewiesen. Die Tatsache, dass Hirsche bewusst nicht domestiziert wurden, führt zu einer starken Zwiespältigkeit der Kategorie des „Wilden“ und deren absoluten Trennung vom „Domestizierten“ und verunmöglicht damit eine direkte Gegenüberstellung von Natur und Kultur. Die Frage nach einem simplistischen und linearen hierarchischen Verhältnis zwischen Menschen und Nicht-Menschen als Bewohner zweier klar trennbarer Sphären kann so also nicht gestellt werden. Abgesehen davon würde man dadurch die Jagd aus einer großen Distanz betrachten, die strukturalistisch geprägten, universalistisch orientierten Ansätzen wie dem des *Orientalism*, *Paternalism* und *Communalism* von Pálsson (Pálsson 1996), den vier Ontologien Descolas (Descola 2006) oder auch den *nature regimes* von Escobar (Escobar 1999) näher kommt als der Empirie-nahen und auf hermeneutisches Verständnis ausgerichteten Herangehensweise, die ich in dieser Arbeit gewählt habe.

Um das in dieser Arbeit vorgeschlagene komplexe Bild der Jagd zu vertiefen, werde ich in diesem letzten Kapitel das herausarbeiten, was ich als Natur der Jagd bezeichnen möchte. Der Begriff soll zwei Punkte vermitteln: erstens, dass es sich dabei einerseits gewissermaßen um die Essenz dieses anti-essentialistisch wahrgenommenen Phänomens der Jagd handelt (meiner Meinung nach kein Widerspruch in sich, wenn die Essenz aus einem netzwerkabhängigen und ambivalenten Beziehungsmodus²⁴ von Menschen und Nicht-Menschen besteht) und zweitens, dass es hier andererseits um eine Natur geht, die mit den bisher vorgestellten Naturen vergleichbar ist, sich allerdings auf einer höher gelegenen Ebene befindet. Man könnte sie als eine vielseitige Art Meta-Natur bezeichnen und die Naturen als einige ihrer Facetten. Die Natur der Jagd vereint die anderen Naturen insofern unter sich, als sie die ambivalenten und komplexen Beziehungen zwischen Menschen und Nicht-Menschen und die auf besondere Weise durchlässigen interspezifischen Grenzen zu ihrer wesentlichen Eigenschaft macht. Es ist aber nicht nur die Grenzdurchlässigkeit *per se*, welche die Natur der Jagd einmalig macht, sondern vor allem die Art und Weise, wie sie innerhalb der Naturen

²⁴ Den Begriff „Beziehungsmodus“ habe ich Wolfgang Kapfhammers Aufsatz „Amazonian pain“ entlehnt. Siehe Kapfhammer 2012.

von jagdspezifischen Akteuren ausgehandelt und hervorgebracht wird. Das Wesentliche an ihr ist also nicht bloß, *dass* die Grenze zwischen Menschen und Nicht-Menschen bisweilen aufgehoben wird, sondern *wie* das genau in den Naturen geschieht.

6.1. JÄGERINNEN, BEUTETIERE UND DIE LANDSCHAFT

Mit der folgenden Analyse möchte ich nahelegen, dass es sich bei den interspezifischen Verhältnissen zwischen JägerInnen und ihren Beutetieren aber auch der Landschaft tatsächlich um ein Verhältnis im Sinne einer genuinen Beziehung handelt, welche trotz ihres interspezifischen Charakters doch auch gewissermaßen mit einer zwischenmenschlichen Beziehung zu vergleichen ist. Dies fängt bei einer gewissen Routine an. JägerInnen verbringen vor allem vor und während der Jagdzeit – zum Teil aber auch das ganze Jahr über – viel Zeit damit, die Wildtiere zu beobachten und über ihre Bewegungen, ihren Gesundheitszustand und weitere relevante und weniger relevante Ereignisse informiert zu sein, welche das Wild betreffen. Dabei fällt dem bloßen Sehen und Bescheidwissen ein großes Gewicht zu. JägerInnen verbringen beim Beobachten regelmäßig und zum Teil täglich Zeit „zusammen“ mit dem Wild und sind ihm währenddessen wahrscheinlich näher als sonst irgendwem. Es geht dabei ein Stück weit darum, Anteil am Leben des anderen zu nehmen. Dass dies zu einem großen Teil zu eigenen Zwecken geschieht, ist zentraler Aspekt jeder Beziehung.

Einige JägerInnen, die sich dies auch zeitlich leisten können, verbringen auf diese Weise das ganze Jahr über viel Zeit mit den Wildtieren und füttern diese zum Teil auch im Winter an bestimmten Stellen. Bei diesen Fütterungen wird eine besonders enge Beziehung zwischen Mensch und Tier hergestellt, bei der die Wildtiere oftmals ihre Scheu einer einzelnen Person gegenüber ablegen. Man kommt sich im direkten Sinne näher, indem die Tiere die sie fütternden JägerInnen immer näher an sich heran lassen. Interessanterweise wurde mir berichtet, dass dieses Vertrauen die Frucht einer langen Arbeit und Teil einer Beziehung sei, die sich nicht auf andere Personen ausweiten ließe. Sobald eine weitere Person zur Fütterung mitkäme, würde der Abstand zwischen JägerIn und Tieren wieder größer. Die Beziehung zu den Tieren wird von den JägerInnen also sorgsam gepflegt und beinhaltet eine sorgende und beschützerische Haltung den Tieren gegenüber. JägerInnen fühlen sich im Winter für das Überleben und das Wohl „ihrer“ Rehe oder Hirsche verantwortlich, wenn sie sie füttern. Das im Winter aufgebaute affektive, fast intime Verhältnis zu einer Gruppe von Rehen brachte einen meiner Partizipanten sogar so weit, dass er während der Jagd prinzipiell auf das Erlegen von Rehen verzichtet. Es wäre zu einfach und meines Erachtens schlicht und ergreifend falsch, die besonders enge Beziehung, welche durch die Winterfütterungen zwischen einzelnen JägerInnen und Gruppen von Wildtieren entstehen, im Sinne eines rein paternalistischen oder protektionistischen, eine klare Hierarchie implizierenden Verhältnisses zwischen Mensch und Tier zu verstehen. Die emotionale Verbundenheit, die mühevollen und liebevollen Leistungen und die (Für-)Sorge, zu welchen die Wildtiere die JägerInnen veranlassen, und vieles andere mehr lassen auf eine reziproke und viel komplexere Beziehung schließen.

Nicht nur diesen GanzjahresjägerInnen, sondern auch den sogenannten IndividualistInnen, welche Jagdgruppen meiden und die Einsamkeit der höheren Lagen während der Jagd bevorzugen, wird im Dorf nachgesagt, dass sie zum Teil engere Beziehungen zu den Wildtieren

als zu den Menschen hätten. Solche „Vollblutjäger“, mit denen man eigentlich über nichts anderes als über die Jagd reden könne, wie mir eine Forschungsteilnehmende einmal sagte, werden mit einem besonders hohen Grad an „Jagdfieber“ assoziiert. Bertrand Hell beschreibt in seinem Artikel „Enraged hunters“ das Jagdfieber als ambivalente und potenziell gefährliche Auseinandersetzung des kultivierten und sozialisierten Menschen mit der als Gegenstück dazu gesehene Wildheit, welche Wildtiere und die jagdliche Interaktion mit ihnen verkörpern (Hell 1996). Die Jagd diene in Europa dadurch der Vermittlung zwischen Natur und Kultur. Während eine übermäßige Hingabe an die Jagd immer die Gefahr der Verwilderung und Entmenschlichung berge, seien JägerInnen doch immerzu bestrebt, sich dem Zustand der Wildheit so weit wie möglich zu nähern, um ihren Erfolg zu vergrößern. Der Grad an Jagdfieber werde also gleichgestellt mit dem Grad der Verwilderung aber auch der Größe des/r JägerIn (Hell 1996). Auch in unserem Fallbeispiel wird die im Konzept des Jagdfiebers inbegriffene enge Beziehung von JägerInnen zum Wild und dem „Wilden“ (also der wilden Landschaft und den Tieren aber auch den eigenen tierischen Instinkten und Trieben) mit gemischten Gefühlen betrachtet. Ein/e besonders „angefressene/r“ JägerIn ist sowohl etwas Gutes als auch etwas Schlechtes. Je nachdem bedeutet dies, dass er oder sie besonders talentiert, begabt und erfolgreich ist und die Jagd „im Blut“ hat oder aber asozial, besessen, egoistisch und sogar schießwütig und gefährlich sein kann. Für einige nicht-jagende Partnerinnen meiner Partizipanten bedeutete die bedingungslose und unhinterfragte Hingabe an das Jagdfieber einerseits ein Vorrecht, das sich die Jäger ohne Rücksprache nahmen, etwas, das sie einfach akzeptieren mussten, ohne dass sie etwas dazu hätten sagen können. Gleichzeitig freuten sie sich natürlich, wenn ihre Partner Freude und Erfüllung fanden und teilten den Ruhm, welchen eine intensive Jagdausübung und der entsprechende Erfolg verleihen, mit ihnen. In diesem konkreten Fall treten die Wildtiere also je nachdem als unterschiedliche Akteure auf: einmal als Nebenbuhlerinnen, welche die Jäger zeitlich und emotional binden und von ihren menschlichen Partnerinnen fernhalten, und einmal als erfolgrbringende Sparringpartner, welche durch ihre Mithilfe erfolgreiche und angesehene Männer aus den Jägern machen.

Wendet man sich noch einmal den IndividualistInnen zu, sieht man, dass eine unmittelbare Beziehung zwischen bestimmten Wildtierarten und einer Reihe stilisierter Jägertypen besteht. Diese hat unter anderem mit unterschiedlichen Graden an Mensch-Tier-Involviertheit zu tun, beinhaltet jedoch auch viele andere Aspekte. Von den IndividualistInnen wurde bereits gesagt, dass sie die Freiheit der steinigen und luftigen Höhen suchen und schätzen und die Gesellschaft von Steinwild, Adler und Gämsen derjenigen anderer JägerInnen vorziehen. Diese IndividualistInnen werden denn auch mit den Attributen ihres Beutetiers, der Gämse, assoziiert, die da wären: Geschicklichkeit, (Menschen-)Scheuheit, Bewegungsfreiheit, Erhabenheit und Eleganz, Eigensinn (Gämsen sind Ziegen) und Individualität. Gämsen bewohnen als ausgezeichnete Kletterinnen felsiges, schwer zugängliches Gebiet und werden aufgrund ihres außerordentlich guten Geruchsinns und ihres schnellen Fluchtverhaltens meist nur alleine gejagt. Sie gelten als typisch alpin und besonders distinktiv und identitätsstiftend. Sie sind sozusagen die tierische Form des stereotypisierten, an extreme natürliche Bedingungen angepassten Einheimischen, der animalische Gegenpart der legendären Bündner Jäger. Sie genießen daher trotz ihrer relativ kleinen Größe eine privilegierte Rangstellung innerhalb der Werteskala der Wildtierarten.

Der Rothirsch als das bei weitem schwerste und größte Beutetier steht dagegen für Macht, Kraft und Virilität. Vor allem die Hirschtiere und ihre zum Teil gewaltigen Trophäen sind der

Traum eines großen Teils der Jägerschaft. Eine bestimmte Geweihform wird als „Krone“, deren Träger „Krönler“ bezeichnet, was den königlichen Charakter dieses Beutetiers unterstreicht. Im Gegensatz zur individuellen Gamsjagd ist die Hirschjagd eine Treibjagd und wird fast immer in der Gruppe betrieben. Nicht selten gehen auch mehrere Jagdgruppen lockere und informelle Gemeinschaften ein, um gemeinsam einen Hirsch aus seinem Bett zu treiben und zu erlegen. Der Hirsch verleiht seinen JägerInnen damit im Gegensatz zur Gämse neben den schon erwähnten Eigenschaften auch das Attribut des Gemeinschaftlichen.

Der Steinbock als Bündner Wappentier nimmt eine ganz spezielle, symbolisch stark aufgeladene Rolle für die Bündner JägerInnen ein. Stark an die Gämse angelehnt verbindet er deren Individualität und Geschicklichkeit mit der Mächtigkeit und Königlichkeit des Hirsches. Die Steinwildjagd, eigentlich nicht Teil der Hochjagd, ist für jede/n JägerIn ein einmaliges und außerordentliches, weil äußerst seltenes Erlebnis, da die Jagderlaubnis in diesem speziellen Fall durch das Losverfahren ermittelt wird und nur wenige Male, wenn überhaupt, im Leben eines/r Jägers/In vorkommt. Sie krönt sozusagen das Leben eines/r jeden Jägers/In. Wer in seiner Stube das Gehörn eines selbst erlegten Steinbocks hat, gehört zum Adel oder zur Elite der Bündner Jägerschaft und kann sich als erfolgreiche und arrivierte Persönlichkeit fühlen.²⁵

Während das Rehwild für Eleganz und Zierlichkeit steht und mit besonders viel Affektivität besehen wird (wie bei den Winterfütterungen gesehen), gilt der Fuchs in der Hochjagd eher als minderwertiges Beutetier. Er wird auch vermehrt in den Wintermonaten während der Niederjagd mit Fallen gejagt, wobei das Fell im Vordergrund steht. Allerdings sinken auch die Nachfrage und der Preis für die Felle kontinuierlich. Das Fleisch des Karnivoren gilt als ungenießbar. Bezeichnenderweise werden denn auch JägerInnen, welche Füchse jagen und ihr Fleisch verzehren, von Hell in seinem Artikel jenseits der Schwelle zur Verwilderung lokalisiert (Hell 1996). Das Erlegen von Füchsen während der Hochjagd (was ich während meiner Forschung nie beobachten konnte) wurde denn in meinem Fallbeispiel auch, wenn überhaupt, eher als Schädlingsbekämpfung denn als ehrenvolle Jagd bezeichnet und gewissermaßen mit der Verwalteten Natur legitimiert. Eine Identifikation mit dem Fuchs wird damit eher vermieden. Im Rahmen der Niederjagd genießt der Fuchs allerdings eine ganz andere, deutlich privilegiere Rolle.

Das Murmeltier stellt einen ganz besonderen Fall dar; öffnet es doch trotz seiner ebenfalls niederen Bewertung innerhalb der Wildtier-Skala unter anderem als typisches Einsteiger- oder Aussteigerbeutetier eine Art Nischen-Bereich innerhalb der Jagd. Wie ich selbst eindrucksvoll erleben durfte, bietet es die Möglichkeit für unerfahrene Mitglieder der Jägerschaft, sich an die Jagd heranzutasten und erste Erfahrungen mit der Jagdpraxis zu sammeln. In meinem Fall hatte ich das Gefühl, dass mir gerade die blutige Auseinandersetzung mit diesen auch als dreckig und übelriechend geltenden Erdbewohnern Akzeptanz und ein Stück weit die Anerkennung durch die Einheimischen verlieh. Die Beziehung zu den Murmeltieren hatte aus mir einen anderen gemacht: den „Munggametzg“. Gleichzeitig sind es auch gerade die alten und sehr alten Jäger, die sich im Dorf als Murmeltierjäger einen gewissen Ruf erar-

²⁵ Das Prestige der Steinbockjagd ist besonders von symbolischen Akteuren geprägt. Denn interessanterweise sind Steinböcke aufgrund des Mangels an natürlichen (nicht-menschlichen) Feinden und einer damit einhergehenden fatalen Selbstsicherheit eine vergleichsweise leichte Beute. Die größte Schwierigkeit neben der schwierigen Zugänglichkeit des Steinbockgebiets (das im Oktober, wenn die Steinwildjagd stattfindet, oftmals bereits verschneit ist) ist der Transport der schweren erlegten Tiere ins Tal hinab. Die Steinbockjagd ist eine besondere Form der individuellen Jagd, bei der die JägerInnen von eigens dafür ausgesuchten BegleiterInnen unterstützt werden.

beitet haben. Ich habe bereits von meinem sechsundachtzigjährigen Forschungsteilnehmenden erzählt, welcher nach seiner ruhmreichen Karriere als vorzüglicher Gamsjäger anhand einer intensiven Ausübung der Murmeltierjagd eine Art zweiten Jäger-Frühling erlebte. Auch unser „Naturmensch“ verlegte sich im Alter zunehmend auf die weniger aufreibende Murmeltierjagd und ermöglichte damit seiner ebenfalls beachtlichen Jägerkarriere ein würdevolles Ausklingen. Die Verarbeitung des Fells und vor allem des Murmeltierfetts gilt außerdem als sehr typische und althergebrachte Praxis, was den MurmeltierjägerInnen, welche dies tun, zudem einen bescheidenen, authentischen und heimatverbundenen Charakter verleiht. Die Heimat-Natur lässt grüßen. Das Murmeltier als das auch nach außen hin sehr bekannte, vor allem auch für die „naturunkundigen“ Touristen sichtbarste und geradezu als Markenidentität vermarktete Wildtier verleiht seinen JägerInnen trotz seiner jagdinternen relativen Minderwertigkeit doch nach außen hin eine authentische und traditionelle Aura.

Wenn man Anna Tsings Begrifflichkeit der „Spezies“ weiterführen will, könnte man hier also von unterschiedlichen Sub-Spezies von JägerInnen sprechen, welche durch besondere Beziehungsmuster zu unterschiedlichen Beutetieren definiert werden: Gams-, Hirsch-, MurmeltierjägerInnen und so weiter. Der Logik der ANT zufolge verändern sich JägerInnen und Wildtiere, also menschliche und nicht-menschliche Akteure, je nachdem, mit wem sie am meisten und intensivsten interagieren und je nachdem, mit welcher Qualität und unter welchen Vorzeichen sie dies tun (also das, was leichthin als Kontext oder Situation zusammenfasst wird), auf bestimmte Weise. Jagt ein Mann zum Beispiel ein Murmeltier, um es für Geld weiterzuverkaufen, wird er zum wirtschaftlich-orientierten Jagdamateur, welcher die Freude an seinem Hobby mit ökonomischem Gewinn verbindet, das Murmeltier dabei zu einem Gut, beziehungsweise zu einem minderen und relativ einfach erlegbaren Beutetier, dessen mühselige Verarbeitung der Jäger jemand anderem überlässt. Schießt diese Person als Wildhüter das Murmeltier außerhalb der eigentlichen Jagdzeit aufgrund eines Antrags eines Bauern, wird er zu einem ausführenden Organ des Kantons, das Murmeltier zu einem Fundamente untergrabenden Schädling, den es zu bekämpfen gilt. Erlegt diese Person jedoch gezielt Murmeltiere, um Fleisch, Fell und vor allem das Fett weiterzuverarbeiten, wird sie zu einem als solchen anerkannten traditionellen Murmeltierjäger, das Murmeltier zum Träger einer wertvollen Ressource und gleichzeitig zum tierischen Ko-Gestalter einer traditionellen alpinen Identität. Obwohl dies im Rahmen meiner Forschung nicht konkret der Fall war, können mehrere dieser Möglichkeiten auf ein und dieselbe Person zutreffen, diese also gleichzeitig beziehungsweise je nach Interaktionsmodus wirtschaftlich-interessierte/r JagdamateurIn, ausführende/r WildhüterIn und/oder traditionelle/r MurmeltierjägerIn sein.

Die Beziehungen der JägerInnen zu den Wildtieren, aber auch der Landschaft weist tatsächlich Parallelen zu komplexen zwischenmenschlichen Beziehungen auf. Sie sind von einer starken Ambivalenz geprägt und beinhalten sowohl affektive, empathische und emotionale Elemente, wenn aus der „Hege und Pflege“ Fürsorge und Sorge um das Wohlergehen der Tiere wird, als auch sexuelle, possessive und macht-orientierte Momente, wenn der/die JägerIn nach langer Zeit endlich „seinen“/„ihren“ Bock oder „seine“/„ihre“ Gams zur Strecke bringt und sich zu eigen macht oder aber ein Tier eine ganze Gruppe von JägerInnen einen gestandenen Tag lang an der Nase herum führt und zur Verzweiflung bringt. Das Gleiche gilt für die Landschaft, wenn sie einerseits mit Erfahrungen, Erlebnissen und Erwartungen der JägerInnen besetzt und dadurch andererseits als für die JägerInnen spezieller Ort deren Orientierung und Identität prägt. Es hat daher nichts mit Domestikation oder Domination der Natur durch die Kultur zu tun. Es ist keine einseitige Beziehung. Es handelt sich um ein rezip-

rokes, ambivalentes Verhältnis zwischen Tieren, der Landschaft und dem Menschen, in der es Streit gibt, in der nicht immer klar ist, wer wen narrt, in der die Machtverhältnisse sich verändern, nicht klar definierbar sind, nicht sein sollen. Die Sonne bräunt oder verbrennt die JägerInnen, verursacht Krebs und gute Laune. Lawinen können die JägerInnen in den Tod reißen, ein erfolgreicher Jagdtag zu einer der schönsten Erinnerungen werden, ein schlechter zu großer Frustration führen. Es ist ein Ineinander-Verfließen von Partnern, eine echte Beziehung. Im wörtlichen Sinne bezieht jede Partei etwas von der anderen, zieht und zerrt und macht etwas mit ihr.

6.2. GRENZÜBERGÄNGE

Was ich in dieser Arbeit bereits mehrmals explizit erwähnt habe, lässt sich nun aus der Beschreibung und Analyse der interspezifischen Beziehungen, welche die Jagd zur multispezifischen Landschaft machen, endlich direkt ableiten: die Grenze zwischen Menschen und Nicht-Menschen, in unserem Fall zwischen JägerInnen und Wildtieren (und der Landschaft) ist keine feste, unüberschreitbare. Man kann sich streiten, ob man sie als permeabel, verschwommen, aufgeweicht, durchbrochen, flexibel, flüssig, punktuell oder momentan aufgehoben betrachten will. Was jedoch klar ist, ist dass es sich keinesfalls um eine gegebene und unnachgiebige, unwiderrufliche, nicht zu überschreitende Trennlinie zwischen zwei unveränderlichen und statischen, in sich geschlossenen und von anderen strikt getrennten Entitäten oder Sphären handelt. Natur und Kultur können nicht ohne weiteres voneinander getrennt werden. So wie eine zwischenmenschliche Beziehung ein Stück weit die Verschmelzung von Individuen zu einem Ganzen und die Aufhebung gewisser Grenzen beinhaltet, so bedeuten auch die interspezifischen Beziehung innerhalb der Jagd Veränderungen für die jeweiligen Akteure und ihr Verhältnis zueinander.²⁶ Ich möchte als letzten Punkt dieser Arbeit noch einmal eine Reihe von Beispielen geben, bei denen diese Momente der Grenzüberschreitung besonders anschaulich und vielleicht auch verblüffend klar zum Vorschein treten.

Bereits in den verschiedenen Kampf- und Auseinandersetzungsdiskursen in der Wilden oder der Hobby-Natur findet die Gleichstellung auf eine Ebene von Menschen und Tieren statt. Dies mag auf den ersten Blick nicht unbedingt als Hinweis auf eine durchlässige Mensch-Tier-Grenze gelten, doch tatsächlich kann man es als erste Annäherung der beiden Sphären sehen. In eine ähnliche Richtung führt uns ein Zitat eines meiner Partizipanten, der über einen im Dorf besonders angesehenen Jäger sagte, er „kenne das Wild wie sein Vieh“. In dieser Aussage geht es um die dichotomische Beziehung Wild/Vieh, beziehungsweise um das Verhältnis zwischen Natur und Kultur. Wenn man genau hinsieht, erkennt man, dass auch hier ein Grenzgang, beziehungsweise eine Grenzauflösung stattfindet. Die hypothetische Differenz zwischen den beiden Sphären „Wild“ und „Vieh“ wird in dieser Aussage von meinem Partizipanten auf ein Minimum reduziert. Indem er sagt, das Wild wird wie Vieh gekannt, sagt er eigentlich, das Wild wird zum Vieh. Wenn das Wild aber zum Vieh wird, rückt die Sphäre des Natürlichen immer näher an die des vom Menschen Kultivierten und die genaue Grenzziehung zwischen Natur und Kultur, beziehungsweise zwischen menschlichem und

²⁶ Dies bedeutet natürlich keinesfalls die Nivellierung aller Unterschiede zwischen den unterschiedlichen Akteuren.

nicht-menschlichem Einfluss wird schwierig. Beim inneren Widerspruch der Verwalteten Natur war dies bereits zu sehen. Das Vieh als Symbol für die menschliche Domestikation der „Natur“ und das Wild als „wildlebendes“ Gegenstück, das aber doch nur aus einer bewussten Nicht-Domestikation durch den Menschen resultiert, können kaum logisch voneinander getrennt, die abgetrennten Bereiche Natur und Kultur kaum als solche aufrecht erhalten werden.

Dies wird umso deutlicher, wenn man sich an das Beispiel des Besenderungsprojekts erinnert, in dem mit GPS-Chips bestückte Hirsche zu den eigentlichen Akteuren wissenschaftlicher Forschung werden, indem sie mit ihren Wanderungen Daten und Informationen über Migrationsbewegungen liefern. Kann diese ambivalente Rolle der Hirsche mit solch einseitig-eindeutigen und statischen Begriffen wie „wild“ und „domestiziert“, „natürlich“ und „vom Menschen beeinflusst“ wirklich sinnvoll gefasst werden? Was sind diese Hirsche überhaupt genau? Wildtiere? Aber mit einem GPS-Chip an internationale Datenströme angeschlossen? Nutztiere? Also wildlebende Quellen nützlicher Informationen oder wissenschaftlich genutzte Wildtiere? Oder sind sie in Wahrheit Hybride, Cyborgs? Diese hier unbeantworteten Fragen und unvollständigen Überlegungen zeigen, wie sehr auch dieses Beispiel an den Festen der „modernen“ Trennung zwischen Natur und Kultur, zwischen Mensch und Nicht-Mensch rüttelt.

Noch direkter auf die Unterminierung der Grenze zwischen Menschen und Nicht-Menschen zielt der Aspekt der Natur- und Heimatverbundenheit, den ich im Rahmen der Heimat-Natur besprochen habe, ab. Die extreme Nähe und Verbundenheit der einheimischen Jäger zu ihrer natürlichen Umgebung, die gleichzeitig ihre Heimat ist, bedeutet nicht nur eine Gleichsetzung von Umwelt (Natur) und Heimat (Kultur), sondern führt auch zu einer extremen Annäherung zwischen einheimischen Menschen und Nicht-Menschen. Durch die starke räumliche Prägung der Kategorie des „Einheimischen“ gewinnt der Begriff eine inkludierende und verschiedene Spezies integrierende Kraft. Einheimisch sind sowohl Menschen als auch Tiere und die Landschaft. Und man kann noch weiter gehen und sagen, dass Hirsch-, Gams- und Rehbocktrophäen genauso einheimische Bewohner des Tals sind wie die menschlichen Einheimischen im Dorf. Sie teilen ja auch die selben Stuben. Die Abgrenzung gegenüber dem Anderen findet nicht entlang, sondern quer zur Grenze Mensch/Nicht-Mensch statt. Ein einheimischer Gamsbock ist den einheimischen JägerInnen auf bestimmte Weise näher als ein Mensch von „auswärts“. Die Kategorie des Einheimischen beinhaltet also einen interspezifischen Grenzübergang, welcher die einheimischen Wildtiere den einheimischen JägerInnen näher bringt als die Menschen jenseits des Grenzübergangs ins benachbarte Vorarlberg.



Abbildung 8: Ausgestopfte Tiere, Fotos, Gewehr und Trophäen bewohnen die Stube eines Jägers.

6.3. IDENTIFIKATIONEN ZWISCHEN MENSCHEN UND NICHT-MENSCHEN

Als letzten Punkt möchte ich einige besonders deutliche Momente der tatsächlichen Identifikation der JägerInnen mit ihren jeweiligen Beutetieren ansprechen. Wie schon im vorigen Unterkapitel erwähnt können Attribute bestimmter Wildtierarten ungeachtet der interspezifischen Grenze auf ihre JägerInnen übergehen. Die Freiheitsliebe und Menschen-Scheu einer Gämse macht keinen Halt vor der Grenze zu den GamsjägerInnen und anders herum. Sowohl GamsjägerInnen als auch ihre Beutetiere weisen bestimmte Eigenschaften auf und suchen lieber die Kargheit und Einsamkeit der Felsregionen. Wie bereits vorgeschlagen, könnte man sie gewissermaßen als Unterspezies der individualistischen und geschickten FreiheitsliebhaberInnen verstehen, welche sich zum Beispiel von derjenigen der Hirsche/HirschjägerInnen als kraft- und machtorientierte Gesellschaftswesen unterscheidet. Selbstverständlich sind auch die Grenzen zwischen diesen Spezies fließend. Ein gutes Beispiel für die Identifikation der JägerInnen mit ihren Beutetieren bietet die Virilität und Kraft eines Hirschstiers. Je schwerer dieser wiegt und je größer und vielendiger sein Geweih ist, desto größer, mächtiger und potenter kann sich die Person wähnen, die ihn erlegt hat. (Hier wäre es hochinteressant, sich die Frage zu stellen, inwiefern und mit welchen Bedeutungsänderungen dies insbesondere für weibliche Jägerinnen zutrifft – ein weiterer Hinweis für die Fruchtbarkeit einer *gender*-orientierten Arbeit über Jagd.) Nicht umsonst sind kapitale Exemplare und vor allem die famosen „Krönler“ die mit Abstand beliebtesten Interaktionspartner für HirschjägerInnen. Wer solch eine Trophäe sein Eigen wähnt – egal ob JägerIn oder Hirsch – darf sich berechtigtermaßen König des Waldes nennen. Schon allein das Sichten eines solchen Prachtexemplars färbt sich im positiven Sinne auf den/die JägerIn ab und verheißt Macht und Anerkennung. Denn jeder will dann natürlich wissen, wie, wo und wann der oder diejenige den Hirsch gesehen hat.

Bleiben wir beim Hirsch, genauer gesagt bei dem bereits bekannten kapitalen Krönler (Abbildung 3), mit dem eine Jägergruppe in der ersten Woche der Jagdperiode ins Tal hinab kam. Es galt das denkwürdige Ereignis zu feiern, den dieser „Lebenshirsch“, wie man ihn nur einmal im Leben erlegt, für die Gruppe und insbesondere den glücklichen Schützen bedeutete. Die Jäger waren allesamt von oben bis unten mit „Schweiß“²⁷ bedeckt, ihrem eigenen und dem des Hirsches, ihre Kleider standen förmlich vor Blut und Brunftgeruch. Die Jagdbekleidung und die Jäger selbst waren noch wochenlang wie imprägniert mit dem süßlich-schweren Geruch des brunftigen Hirsches. Dieser wurde übrigens, und das treibt die Identifikation des Jägers mit dem Hirsch auf die Spitze, nach dem Jäger getauft und fortan nach dessen Namen geheißen.

Die Sinne spielen eine zentrale Rolle bei dieser besonderen Verschmelzung von JägerInnen und ihren Beutetieren. Im Rahmen der Jagd scheinen die menschlichen Sinne der JägerInnen nicht nur allgemein geschärft, sondern geradezu zu animalischen Instinkten und Fähigkeiten zu werden. Der Sicht kommt natürlich eine prominente Bedeutung zu. Als JägerInnen gelten jene Personen, die im Gegensatz zu Nicht-Initiierten in der Lage sind, Wildtiere in der Landschaft zu suchen und zu sehen. Nicht umsonst gilt das Fernglas als *das* Merkmal der einhei-

²⁷ Ich erinnere an den doppelten Sinn des Wortes „Schweiß“.

mischen JägerInnen.²⁸ Die Sicht spielt aber auch eine besondere Rolle, wenn es darum geht, gesichtete potenzielle Beutetiere „anzusprechen“ und genau zu identifizieren. Der Jägerbegriff des „Ansprechens“ ist nicht das einzige Beispiel dafür, wie in diesem Kontext die enge Beziehung und damit einher gehende Aufhebung der interspezifischen Differenzen in der Jägersprache widergespiegelt werden. Das „Ansprechen“ impliziert eine Ansprechbarkeit des Tiers. JägerIn und Beutetier scheinen sich auf der selben Sprache verständigen, auf der selben Ebene visuell begegnen zu können.²⁹

Aber auch der Geruch ist ein wichtiger Sinn in der Jagd. Gerüche von Tieren werden von den JägerInnen nicht nur aufgenommen – wenn TreiberInnen den Brunftgeruch eines Hirschtiers riechen, oder wie es im lokalen Dialekt heißt, „spüren“ – sondern auch angenommen, wie vorhin beim kapitalen Krönler schon gesehen. Der angenommene Geruch und die Blutspuren auf den Jagdkleidern sind nicht nur Zeichen des Stolzes der Jäger ob ihres Jagderfolgs, sondern unterstreichen auch den animalischen, prädatorischen, sexuell konnotierten Charakter, den diese während der Jagd annehmen. Blut und Brunftsekret machen die Jäger hier zu äußerst männlichen Raubtieren. (Inwiefern diese Geruchsannahme die Jagd von Tieren mit ausgeprägtem Geruchssinn beeinflusst, ist eine andere Frage.)

Der Geschmack, welcher im Schweizerdeutschen interessanterweise für Geruch und Geschmack steht, tritt ebenfalls in den Vordergrund. Innere Organe wie Herz und Leber bilden in den Tagen nach einer erfolgreichen Jagd meist das Menü von JägerInnen und ihren Angehörigen und Freunden. JägerInnen kosten bisweilen beim Analysieren von Pirschzeichen auch Schweißspuren, das heißt sie probieren vom Blut, das sie beim Anschuss vorfinden, um unter anderem das verletzte Organ eines getroffenen aber geflohenen Wilds zu bestimmen. Der Geschmack fremden Bluts auf der Zunge, welcher für Nicht-JägerInnen am ehesten beim Verzehr von rotem Wildfleisch nachzuempfinden ist, wird nicht selten von JägerInnen und Nicht-JägerInnen als Befriedigung eines Jagd-„Triebes“ der JägerInnen dargestellt. Bertrand Hell spricht davon, dass Jäger auch durch das Verzehren von Wildbret mit dem Jagdfieber infiziert und dadurch zu wilden, triebgesteuerten Wesen werden (Hell 1996).

Auch Gehör und Stimme sind während der Jagd geschärft und gewinnen eine animalische Färbung. Gerade bei der Ansitzjagd, wenn JägerInnen also still an einem Ort auf Wild warten, kommt es darauf an, bestimmte Geräusche, die auf Wild schließen lassen, wahrzunehmen, einzuordnen und gegebenenfalls zu lokalisieren, das heißt, so gut zu hören wie ein Tier. Vielleicht heißt es auch deshalb in der Alltagssprache des Öfteren, man solle seine „Lauscher“³⁰ aufsperrern. Gleichzeitig gilt es, selber so wenig Geräusche wie möglich zu machen, und sich so unauffällig wie möglich zu verhalten. Die Aufnahme der Windrichtung und die entsprechende Positionierung dem Wild gegenüber gehören zu dieser animalisch geprägten Jagdpraxis genauso dazu wie das Imitieren von Balz- oder Brunftrufen mit der eigenen Stimme

²⁸ Das Fernglas taucht hier nur so lange als technischer Fremdkörper in einem Animalisierungsprozess auf, als man den Menschen als isoliert und getrennt von Tieren aber auch von technischen Geräten sieht. ANT und *multispecies ethnography* legen jedoch nahe, diese Grenzen nicht als gegeben und sinnbildend zu verstehen, sondern gerade die Aushandlung und Verbindung zwischen diesen unterschiedlichen Akteuren als das zu begreifen, was Menschen und die empirische Welt ausmacht und uns Ethnologen somit interessiert. Damit hat auch ein Fernglas seine berechnete Stellung innerhalb eines Animalisierungsprozesses.

²⁹ Die Jägersprache an sich könnte man tatsächlich als einen weiteren Aspekt der multispezifischen Landschaft der Jagd verstehen, der aufgrund der Interaktionen und grenzübergreifenden Beziehungen zwischen Menschen und Nicht-Menschen benötigt und durch sie hervorgebracht wird.

³⁰ Der Begriff „Lauscher“ steht in der Jägersprache für die Ohren von Schalenwild wie zum Beispiel Reh oder Hirsch.

oder die raubtierhafte „pirschende“ Fortbewegung. Man versucht, wie ein Wildtier zu klingen, sich wie ein Wildtier zu verhalten, sich wie ein Wildtier zu fühlen. Damit kommt man beim letzten Sinn an, der in gewisser Weise diese animalischen Momente der Jagd in sich vereint: dem Spüren. Wie bereits erwähnt, bezeichnet dieser Begriff im lokalen Jägerjargon auch das Riechen.³¹ Doch vor allem das Spüren im Sinne von fühlen, wahrnehmen und erfahren ist hier interessant. Tatsächlich geht es bei der Jagd nämlich nicht einfach nur darum, seine Sinne wie ein Raubtier zu entfalten und einzusetzen, um potenzielle Beutetiere aufzu-„spüren“, sondern sich tatsächlich in diese hineinzusetzen. Es geht darum, als JägerIn wie ein Tier zu fühlen, um Standorte und Verhalten von Beutetieren zu antizipieren und die eigene jägerische Aktivität dementsprechend zu gestalten.

Das theoretische Wissen über das Verhalten von Hirschen, welches JägerInnen im Rahmen ihrer Jagdausbildung zum Beispiel erhalten, wird in der Jagdpraxis dabei mit einer körperlichen Realisierung und Verarbeitung dieses Wissens vereint und führt zu einer regelrechten Transformation der JägerInnen. Während der Jagd haben JägerInnen im Idealfall nicht nur auf rationalen Überlegungen aufbauende Informationen über ihre Beute, ihren möglichen Standort und ihre vorhersagbaren Bewegungen, sondern nehmen selbst das Verhalten von Wildtieren an, indem sie auf ihre geschärften Sinne und Instinkte hören und versuchen, sich in ihre Beute hineinzusetzen und diese dadurch auch zu erspüren. Wenn es im September besonders heiß ist, wissen JägerInnen nicht nur, dass die Hirsche damit noch schwieriger aus ihren Tagesunterständen herausbekommen sind, sie *spüren* es auch quasi am eigenen Leib. Mir geht es hier nicht so sehr darum, ein einseitig-plakatives Bild der Verwandlung der JägerInnen in blutrünstige und triebgesteuerte Raubtiere darzustellen, sondern auch ihr aktives Hineinversetzen in die Beutetiere und die Annahme animalischer Wahrnehmung zu betonen, welche wiederum ihr jagdliches Verhalten prägen und gleichzeitig auf bestimmte Weise zur Aufhebung der Mensch-Tier-Grenze beitragen. Natürlich wird diese Mensch-Tier-Transformation auch durch andere, sehr unterschiedliche Formen des Wissens und der Jagdpraxis ergänzt. Theoretisches wildökologisches Wissen, ein sicherer Umgang mit ausgeklügelter Technik und die genaue Kenntnis jagdrechtlicher Bestimmungen gehören zu ausgebildeten JägerInnen genauso dazu. Ich glaube jedoch, dass dieser liberale Umgang mit interspezifischen Grenzen (nochmals: immer in Kombination mit anderen Herangehensweisen an die Jagd) einen wichtigen Teil dessen ausmacht, was erfahrene und erfolgreiche JägerInnen beherrschen.

Die italienische Ethnologin Cristina Grasseni beschreibt im italienischen alpinen Kontext, wie die bestimmte Wahrnehmung, genauer gesagt der bestimmte Blick auf eine besondere Kuhrasse als elementarer Bestandteil des relevanten Wissens unter Viehzüchtern schon von klein auf den jüngeren Generationen vermittelt wird (Grasseni 2007). Sie nennt dies *skilled vision*. Ich denke, dass man es bei unseren JägerInnen mit einem ähnlichen Fall der „*skilled perception*“, also einer als Fähigkeit erlernten besonderen Lesart unterschiedlicher Naturen und (animalischer) Perspektiven zu tun hat, welche sich unerfahrene JägerInnen als zentrales Element des Jägertums erst im Laufe der Zeit aneignen.

Dieses Sich-Hineinversetzen, diese sensorisch-epistemologische Transformation der JägerInnen zu Wildtieren als eine besondere Form der Aufhebung der Grenze zwischen Menschen

³¹ Außerdem bezeichnete einer der Forschungsteilnehmenden damit das Aufspüren von Tieren in der Niederjagd anhand der Spuren, welche diese im Schnee hinterlassen. Es handelt sich also um einen sehr komplexen, vielseitigen Begriff.

und Nicht-Menschen und als enges Beziehungsnetz zwischen bestimmten Spezies oder Akteuren ist ein wichtiger Teil dessen, was meiner Meinung nach die Natur der Jagd ausmacht und die Jagd zu der spezifischen multispezifischen Landschaft werden lässt, die sie ist. Das Zusammenspiel dieser Grenzübergänge mit verschiedenen anderen, auch eher technischen Herangehensweisen an die Jagd macht den komplexen, besonderen Charakter, die Natur der Jagd aus.

Ich hoffe, in diesem Kapitel über Latours wichtige These, dass wir, also auch die JägerInnen in unserem Bündner Dorf, „nie modern gewesen“ seien (Latour 2008), hinaus gekommen zu sein. Natürlich werden auch die JägerInnen als Teil der sogenannten „Moderne“ in Wahrheit dem selbst auferlegten Gesetz der kartesischen Trennungen zwischen Natur und Kultur, Mensch und Nicht-Mensch nicht gerecht. Doch ich habe versucht, darüber hinaus zu zeigen, *wie* die Vermittlung von Natur und Kultur dabei genau geschieht. Durch die Beschreibung der Besonderheit und Einmaligkeit eines Teils der konkreten interspezifischen Beziehungsmodi und durch die Darstellung der anti-essentialistischen Essenz des Phänomens der Jagd, welche ich hier als Natur der Jagd bezeichne, sollte das Verständnis der menschlichen Akteure, um die es in dieser anthropologischen Arbeit ja geht – die JägerInnen – und ihrer Perspektive auf die Welt der Jagd vertieft werden.

7. SCHLUSSBETRACHTUNGEN

Bei diesem etwas anderen Einblick in die Jagd dienen die Beziehungen und Aushandlungen rund um die Realisierung unterschiedlicher Naturen als roter Faden, der zu unserem Forschungsobjekt führt. Den Spuren der Naturen folgend, konnten die verschiedenen Akteure, welche die Welt der Jagd bevölkern – JägerInnen, JagdkritikerInnen, WildhüterInnen, kapitale Hirschstiere, Rehe, Gamstrophäen, Murmeltierfett, Gewehre, Ferngläser, GPS-Chips, Jagdhütten, Schnee, Nebel, Berge, kantonale Gesetze, Helden, Rädchen und Killer – kennengelernt und ein Überblick über ihre gegenseitigen Beziehungen erlangt werden.

Des Weiteren wurden die Akteure bestimmten „Regionen“ (Sørensen 2012: 335) dieser multispezifischen Landschaft zugeteilt: der Wilden und der Verwalteten und all den anderen Naturen. Viele der Akteure sind immer wieder aufgetaucht, meistens in Begleitung anderer, immer wieder neuer Akteure und oft in einem neuen Gewand. Nicht selten haben sie etwas erzählt, nur um sich bei der nächstbesten Gelegenheit selbst zu widersprechen. Sie haben Fronten gewechselt, verschiedene Bedeutungen angenommen und sind sich doch immer treu darin geblieben, einen kleinen aber wichtigen Anteil dazu beizutragen, die Naturen zu realisieren und die Welt der Jagd weiter am Laufen zu halten. Trophäen treten als Opfergaben, Sportpokale und Stubenmitbewohner auf, Gewehre nehmen die Gestalt von Chirurgenkalpellen, Herakleskeulen und ausgeklügelten Sportgeräten an. Gämsen sind tierische Einheimische, ebenbürtige Gegnerinnen und Anteile von Beständen zugleich. JägerInnen nehmen die Rolle von HeldInnen, naturverbundenen Einheimischen, Rädchen in der Maschinerie, schießwütigen KillerInnen, IndividualistInnen, AmateurInnen, KönigInnen des Waldes ein. Sie gehen enge Beziehungen mit Tieren, Dingen und der Landschaft ein.

Die Grenze zwischen Menschen und Nicht-Menschen bekommt dabei einen durchlässigen, flexiblen und ausgehandelten Charakter. Sie schwimmt, verschwindet teilweise und nicht selten wird sie durch Transformationen überwunden. Unterschiedliche Naturen werden so realisiert. Heimat-Natur, Wilde Natur, Verwaltete Natur, Hobby-Natur, Öko-Natur und Schießwütige Natur haben viele Gemeinsamkeiten, doch auch jede etwas für sich. Sie sind allesamt Facetten der Natur der Jagd. Selten kommt eine Natur allein, meistens wird sie von einer anderen begleitet. Auch hier konnte man unterschiedliche, teils überraschende Paarungen und Kombinationen sehen. Diese Komplexität der Jagd, in der es nicht immer reibungslos zu geht, in der Konflikte und Todeskämpfe zwischen verschiedenen Akteuren oder Naturen und ganz besondere transspezifische Grenzübergänge zentrale Elemente sind, sollte in dieser Arbeit dargestellt werden. Dieser spezielle Blick auf die Jagd sollte von einer schwarz-weiß-Perspektive, in der alles festgeschrieben ist, wegführen. Erst die Betrachtung des Zusammenspiels aller hier besprochenen Aspekte beziehungsweise Akteure (Menschen, Nicht-Menschen, Naturen), also die Zusammensetzung beziehungsweise das Miteinander-in-Verbindung-Bringen dieser ganzen Puzzlestücke, erstellt ein adäquates Bild der Jagd, das deren Komplexität und „prozessuale[r] Dauerhaftigkeit“ (Sørensen 2012: 333) hoffentlich gerecht wird.

Ich wollte in dieser Arbeit bewusst zeigen, dass die im latourschen Sinne „nicht-moderne“ (Latour 2008: 65) Verbindung von Menschen und Nicht-Menschen, das heißt ein ambivalentes, transformatives Verhältnis zwischen Natur und Kultur nicht nur in außereuropäischen, schriftlosen Völkern Gang und Gäbe, sondern – und hier möchte ich Latour in seiner Buchtitel-Behauptung (2008) bestärken – auch in der „Moderne“ immer an der Tages-

ordnung war und ist. *Wie* die Aushandlung einer fließenden oder durchlässigen Grenze zwischen Natur und Kultur im Rahmen der Jagd in einem Bündner Bergdorf vonstatten geht, wollte ich in dieser kleinen Ethnographie etwas genauer darstellen. Ein weiteres, theoretisches Anliegen war anhand dieses unexotischen ethnographischen Beispiels die Vorzüge einer auf der „Ontologische Wende“ aufbauenden anti-essentialistischen ethnologischen Herangehensweise aufzuzeigen. Ich denke, dass der Ansatz, die Dinge als Ereignisse und die empirische Welt aus Interaktionsprozessen bestehend zu begreifen äußerst hilfreich sein kann und uns in unserem Bemühen, die Welt und ihr Funktionieren zu verstehen, einen großen Schritt weiterbringt. Ich habe mich bereits an einigen Stellen dazu geäußert, dass ich meine Argumentation von funktionalistischen, strukturalistischen und allgemein eindimensionalen, reduktionistischen aber auch universalistischen Perspektiven distanzieren will.

Es ist mir ein Anliegen, an dieser Stelle noch einmal darauf hinzuweisen, dass es sich um eine äußerst spezifische und auch durch persönliche Verbindungen zum Feld durchaus speziell gefärbte Linse handelt, durch die ich die Jagd hier analysiert habe. Ich habe in der Einleitung bereits auf meine besondere Voreingenommenheit bezüglich der Forschung aufmerksam gemacht. Auch das Vorwort sollte diesen persönlich gefärbten Charakter unterstreichen. Ich möchte daher auch zum Schluss noch einmal daran erinnern, dass die von mir gewählte Perspektive auf die Jagd eine von unendlich vielen ist und vielleicht ein Vielfaches dessen, was sie ans Tageslicht bringt, im Dunkeln lässt. Es handelt sich trotz aller Komplexität nicht um ein vollständiges oder ganzheitliches Bild, das ich hier male, sondern um den Versuch, sich einen Aspekt aus einem großen Ganzen auszuwählen und diesen so genau und sensibel wie möglich zu untersuchen und zu verstehen. Ich hoffe, dass mir dies einigermaßen gelungen ist und die hier vorgeschlagene Perspektive dem/r einen oder anderen etwas Neues gezeigt, einen neuen Zusammenhang verständlich, eine neue Ebene sichtbar gemacht hat. Mein größter Wunsch wäre, dass diese Arbeit auch den Leuten, mit denen ich geforscht habe, einen neuen, interessanten Blick auf ihr liebstes Hobby ermöglicht.

Die aus der „Ontologischen Wende“ stammenden theoretischen Werkzeuge haben mir bei dem Unterfangen einer tiefgründigen, eintauchenden und der Jagd auf bestimmte Weise gerecht werdenden Erkundungsreise sehr geholfen. Sie haben aber sicher auch ihre schwachen und blinden Punkte. Der Fokus auf die Interaktionen zwischen den vielen verschiedenen (menschlichen und nicht-menschlichen) Akteuren erlaubt es zum Beispiel nicht wirklich, alle Beziehungen einzeln zu behandeln, da es unendlich viele Möglichkeiten gibt, wie sich Akteure gegenseitig beeinflussen. Man muss sich notgedrungen immer auf einzelne Beziehungen und Konstellationen beschränken. Ein weiterer offener Punkt ist die Frage, inwiefern die Ergebnisse dieser Untersuchung sich auf andere Kontexte übertragen lassen. Obwohl mit der ANT nicht nur die „Gegenüberstellung von Natur und Kultur, Technologischem und Humanem“ sondern auch von „Mikro und Makro“ hinterfragt wird (Sørensen 2012: 329), scheint mir die vorliegende Arbeit doch sehr nah an der Empirie zu sein, mehr ein Blick von innen drin, als von außen oder hoch oben. *Wie* genau Naturen ausgehandelt und die Jagd realisiert wird, kann diese Arbeit nur bezüglich des hier vorgestellten Bündner Bergdorfes sagen. Trotzdem bleibt die Grundaussage, dass Naturen im Rahmen der Jagd zum Leben erweckt und durch ihre alltags-praktische Performierung zur Realisierung des Phänomens Jagd führen, allgemein und auch für andere regionale Kontexte gültig. Die theoretischen Konzepte hinter dieser Herangehensweise haben ohnehin einen sehr breiten Anwendungsbereich. Wichtig bleibt jedoch immer, dass theoretische Werkzeuge nichts Absolutes sind und keines-

falls einfach über die Empirie gestülpt werden dürfen. Theorie soll und kann immer erst auf induktive Weise aus der Empirie heraus generiert werden.

Der eigentliche Nutzen einer Ethnographie liegt für mich bereits im *Verstehen* an sich. Dennoch es ist auch immer gut und sinnvoll, wenn ethnologisches Wissen praktisch anwendbar ist. Vor allem wenn man bedenkt, dass der hier angewandten „Ontologischen Wende“ bisweilen eine apolitische Haltung vorgeworfen wird.³² Möglicherweise kann das in der vorliegenden Arbeit generierte Wissen dazu dienen, Konflikte und Missverständnisse zwischen JägerInnen und JagdgegnerInnen zumindest in Graubünden ein Stück weit zu überwinden und Auseinandersetzungen im Spannungsfeld zwischen Natur- und Tierschutz, Jagd, Land- und Forstwirtschaft besser zu verstehen und auf konstruktive Weise weiterzuführen. Geht man von fixen Standpunkten und Entitäten aus, ist es schwierig, bisher herrschende Vorurteile, Konflikte und Missverständnisse zu lösen und unterschiedliche Parteien zu einem Konsens zu bringen. Wenn man sich aber auf wissenschaftlicher und politischer Ebene auf den performativen, durch verschiedene Akteure ausgehandelten und dadurch „fluiden“ (Sørensen 2012: 333) und entsprechend wandelbaren Charakter der Jagd beruft und diese als ein Ensemble von Jagdpraktiken versteht, eröffnen sich Chancen für Verständigungsprozesse, Veränderungen und Annäherungen unterschiedlicher Perspektiven und Positionen. Der Raum für Kompromisse und weiterführende Lösungsansätze könnte somit erweitert werden.

³² Diese Kritik erwähnte Prof. Dr. Eveline Dürr im Rahmen ihres Seminars „Naturen, Kulturen, Ontologien: Zum Verhältnis zwischen Menschen und Nicht-Menschen“ im SoSe 2014. Siehe auch Pedersen und Holbraad 2014: <http://www.culanth.org/fieldsights/461-the-politics-of-ontology> (23.06.14).

LITERATURVERZEICHNIS

- Blaser, Mario 2009. *The Threat of the Yrmo: The Political Ontology of a Sustainable Hunting Program*. *American Anthropologist* 111 (1). S. 10-20.
- Escobar, Arturo 1999. *After Nature: Steps to an Antiessentialist Political Ecology*. *Current Anthropology* 40 (1). S. 1-30.
- Grasseni, Cristina 2007. *Good looking: Learning to be a Cattlebreeder*. In: Grasseni, Cristina (ed.) *Skilled Vision: Between Apprenticeship and Standards*. Berghahn Books. S. 47-66.
- Hell, Bertrand 1996. *Enraged hunters. The domain of the wild in north-western Europe*. In: Descola, Philippe and Gísli Pálsson (eds.). *Nature and Society. Anthropological Perspectives*. London and New York. S. 205-217.
- Kanton Graubünden 1999. *Kantonale Jagdgesetzgebung*. Stand: 1. Juli 1999.
- Kanton Graubünden 2013. *Jagdbetriebsvorschriften 2013*.
- Kapfhammer, Wolfgang 2012. *Amazonian Pain. Indigenous ontologies and Western eco-spirituality*. *INDIANA* 29. S. 145-169.
- Kirksey, S. Eben and Stefan Helmreich 2010. *The Emergence of Multispecies Ethnography*. *Cultural Anthropology*, Vol. 25, Issue 4. S. 545-576.
- Latour, Bruno 2008 (1991). *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt am Main, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.
- Latour, Bruno 2006. *Über den Rückruf der ANT*. In: Andréa Belliger, David J. Krieger (eds.). *ANThology*. Bielefeld, transcript Verlag. S. 561-573.
- Latour, Bruno 2010. *Einleitung: Wie kann man die Aufgabe wiederaufnehmen, den Spuren der Assoziationen zu folgen?* In: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*. Frankfurt am Main, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. S. 9-38.
- Mathar, Tom 2012. *Akteur-Netzwerk Theorie*. In: Stefan Beck, Jörg Niewöhner und Estrid Sørensen (eds.). *Science and Technology Studies*. Bielefeld, transcript Verlag. S. 173-190.
- Pálsson, Gísli 1996. *Human-environmental relations: orientalism, paternalism and communalism*. In: Descola, Philippe and Gísli Pálsson (eds.). *Nature and Society. Anthropological Perspectives*. London and New York. S. 63-81.
- Pedersen, Morten Axel 2012. *Common nonsense: A review of certain recent reviews of the 'ontological turn'*. *Anthropology of this Century*, 5. London. http://aotcpress.com/articles/common_nonsense/, 23.06.14.
- Pedersen, Morten Axel und Holbraad, Martin 2014. *'The Politics of Ontology.'* *Fieldsights - Theorizing the Contemporary*. *Cultural Anthropology Online*, January 13. <http://www.culanth.org/fieldsights/461-the-politics-of-ontology>, 23.06.14.
- Ruffing, Reiner 2009. *Bruno Latour*. UTB Uni-Taschenbücher, Bd. 3044.
- Sørensen, Estrid 2012: *Post-Akteur-Netzwerk Theorie*. In: Stefan Beck, Jörg Niewöhner und Estrid Sørensen (eds.) *Science and Technology Studies*. Bielefeld, transcript Verlag. S. 327-345.

INTERNETQUELLEN

https://www.gr.ch/DE/institutionen/verwaltung/bvfd/ajf/aktuelles/Newsdokumente/jagdtermine13_14.pdf, 15.04.14.

<http://www.gr.ch/DE/institutionen/verwaltung/bvfd/ajf/dienstleistungen/jagd/jagdpatente/Seiten/Jagdpatentpreise.aspx>, 14.04.14.

http://www.liv.at/jagd_system.htm, 14.04.14.

<http://www.suedostschweiz.ch/epaper/wochenzeitungen?publication=wzbw>